

**Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit**

Vivian Hansen

Männlichkeit im Wandel

Zur Rolle der Offenen Jugendarbeit bei der Ausbildung der Geschlechtsidentität

Eingereicht bei: Dr. phil. Patrick Oehler

Bachelor-Thesis an der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule
Nordwestschweiz, Olten

Vorgelegt im Juni 2020 zum Erwerb des Bachelor of Arts in Sozialer Arbeit

Abstract

Die vorliegende Bachelor-Thesis beschäftigt sich mit der Thematik "Geschlecht im Kontext der Offenen Jugendarbeit der Schweiz". Dabei wird der Frage nachgegangen, welchen Beitrag die Offene Jugendarbeit leisten kann, um männliche Jugendliche bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität innerhalb der aktuellen Männlichkeitskrise zu unterstützen. Zur Beantwortung dieser Frage wird Geschlecht unter der konstruktivistischen Perspektive betrachtet und dabei vor allem auf die männliche Geschlechtsidentität und Geschlechterrolle fokussiert. In einem zweiten Schritt wird das Lebensalter Jugend mit seinen spezifischen Herausforderungen und Entwicklungsaufgaben untersucht und die Bedeutung dieses Lebensalters für die Konstruktion von Männlichkeit näher beleuchtet. Weiter wird die Offene Jugendarbeit als Praxisfeld der Sozialen Arbeit in der Schweiz und ihr spezifischer Auftrag insbesondere in Bezug auf Geschlecht erläutert. Abschliessend kann auf Basis der Ergebnisse aufgezeigt werden, inwiefern die Offene Jugendarbeit einen Auftrag hat, Jugendliche bei Geschlechterthemen zu unterstützen und wie sie diesem Auftrag nachkommen kann. Ebenso wird auf Schwierigkeiten hingewiesen, die sich aufgrund struktureller Faktoren ergeben.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	1
2.	Geschlecht und Männlichkeit.....	6
2.1.	Konstruktivistische Perspektive auf Geschlecht.....	6
2.1.1.	Doing Gender.....	9
2.1.2.	Evolutionsgeschichtliche Faktoren.....	11
2.2.	Westliche Männlichkeitskonstruktionen.....	12
2.2.1.	Hegemoniale Männlichkeit.....	14
2.2.2.	Aktuell: Die Männlichkeitskrise.....	16
2.3.	Was ist Geschlecht und Männlichkeit?.....	18
3.	Lebensalter Jugend.....	21
3.1.	Entwicklungsaufgaben im Jugendalter.....	21
3.2.	Identitätsentwicklung im Jugendalter.....	24
3.3.	Jugend, Geschlecht und Sexualität.....	25
3.4.	Welche Bedeutung hat das Jugendalter für die Konstruktion von Männlichkeit?.....	27
4.	Offene Jugendarbeit in der Schweiz.....	29
4.1.	Historische Entwicklung.....	29
4.2.	Aufgaben und Ziele der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.....	30
4.2.1.	Grund- und Arbeitsprinzipien.....	31
4.2.2.	Zielgruppe und Nutzungsstrukturen.....	32
4.3.	Gesetzliche Grundlagen und Finanzierung.....	33
4.4.	Offene Jugendarbeit und Geschlecht.....	34
4.4.1.	Geschlechtsbezogene Pädagogik.....	34
4.4.1.1.	Jungenarbeit.....	36
4.5.	Was ist OJA und wieso werden Geschlechterstereotypen dort zum Thema?.....	37
5.	Fazit.....	39
6.	Kritische Diskussion.....	48
7.	Literaturverzeichnis.....	51
8.	Ehrenwörtliche Erklärung.....	55

1. Einleitung

Mit der feministischen Bewegung, der Einführung des Frauenstimmrechts und der angestrebten Gleichstellung der Geschlechter kamen Veränderungen in die lange vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen, die nicht nur für die Frauen, sondern auch für die Männer eine enorme Umstellung bedeuten. Noch nie waren die Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens so gross wie heute. Damit einher geht auch eine breitere Vielfalt an Möglichkeiten des Geschlechtsausdrucks und der Geschlechterrollen. Diese Möglichkeiten bringen einerseits viele Freiheiten und andererseits eine extreme Unsicherheit mit sich. Besonders gefordert sind in diesem Zusammenhang Männer bzw. männliche Jugendliche. Denn die einstmals so klar definierte männliche Rolle geriet in den letzten Jahren stark ins Wanken.

Meuser erklärt die Brüchigkeit tradierter Männlichkeitskonstruktionen mit dem verstärkten Strukturwandel der Erwerbsarbeit, der gegen Ende des 20. Jahrhunderts eintrat. Die materiell begründete Männlichkeit und damit die Abgrenzung zur Weiblichkeit ist nicht mehr so deutlich greifbar. Auch Männer- und Frauenberufe sind nicht länger klar getrennt und definiert, was dazu führt, dass Männlichkeit nicht mehr eindeutig gegeben ist, sondern gestaltet werden muss. Zudem wird das bislang unangefochtene Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen zunehmend legitimationsbedürftig, was zu einer wachsenden Verunsicherung unter Männern führt (vgl. Meuser 2011a: 279f). Die Männlichkeitskrise lässt sich als direkte Antwort auf diese Geschlechterrevolution verstehen. Rollenverteilungen und Verhaltensweisen, die lange Zeit als natürlich und unumstösslich galten, wurden in den letzten Jahrzehnten auf den Kopf gestellt. In einem Beitrag des SRF wies Walter Hollstein auf die Kriminalität, die Gewalttätigkeit und die hohe Suizidrate bei jungen Männern hin. Er sieht diese Probleme als Konsequenzen dieser Verunsicherungen (vgl. Hutter 2018: o.S.). Wie hat ein Mann zu sein? Eine Frage, die heute längst nicht mehr so klar beantwortbar ist wie noch vor fünfzig Jahren. Gerade Jugendliche, die sich in einer intensiven Phase der Identitätsfindung befinden, sehen sich mit teilweise stark ambivalenten Erwartungen konfrontiert. Während in der Peer-Group meist das klassische Bild von Männlichkeit als Ideal angesehen wird, eckt genau dieses Bild und das damit verknüpfte Verhalten in vielen Gesellschaftskreisen an (vgl. ebd.).

Jugendliche sind demnach besonders gefordert, ihre eigene geschlechtliche Identität innerhalb diffuser vermittelter Erwartungen zu finden. Denn nach Hurrelmann und Quenzel lautet eine der Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen die Ausbildung einer Körper- und Geschlechtsidentität (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 26). Jugendliche sind in der Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben jedoch auf die Unterstützung von unterschiedlichen sozialen Netzwerken angewiesen. So beispielsweise die Familie, die Peer-Group oder Institutionen wie die Schule. Diese sogenannten

Sozialinstanzen stellen Anforderungen an die Jugendlichen und unterstützen sie in der Auseinandersetzung mit diesen Anforderungen (vgl. ebd.: 29). Hurrelmann und Quenzel verweisen nun darauf, dass es für das Gelingen der jugendlichen Sozialisation zwingend notwendig ist, dass die Impulse dieser Instanzen kohärent sind. Spannungen und Widersprüche hingegen wirken sich negativ auf die persönliche Entwicklung aus (vgl. ebd.: 30). Daraus lässt sich schliessen, dass die aktuell ambivalenten gesellschaftlichen Vorstellungen von der männlichen Geschlechtsidentität und die unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen an die Geschlechterrolle eine erfolgreiche Entwicklung der Persönlichkeit männlicher Jugendlicher erschwert. Es braucht demnach Orte, an denen die Jugendlichen sich frei entwickeln können und an denen sie in der Findung ihrer Rolle gezielt unterstützt werden.

Die Offene Jugendarbeit als Teilbereich der Sozialen Arbeit kann so ein Ort sein. Denn wie der Dachverband Offene Jugendarbeit (DOJ) in seinem Positionspapier formuliert, hat sie zum Ziel, Jugendliche und junge Erwachsene auf dem Weg zur Selbstständigkeit zu unterstützen und zu fördern. Die Unterstützung der Jugendlichen bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität ist dabei eine zentrale Aufgabe. Die Angebote der Offenen Jugendarbeit sollen Freiräume und eine Möglichkeit zur Abgrenzung von der Erwachsenenwelt bieten. Somit agiert die Offene Jugendarbeit sowohl auf der individuellen als auch der strukturellen Ebene. Der geschlechterreflektierte Umgang stellt dabei eines der Arbeitsprinzipien der Offenen Jugendarbeit dar (vgl. DOJ 2018: 3-6). Die geschlechtsbezogene Pädagogik in der Offenen Jugendarbeit geht davon aus, dass das Handeln von Jugendlichen von dem Wunsch getragen wird, sich wohl zu fühlen und sich frei entfalten zu können. Somit werden die Bedürfnisse der Jugendlichen zum zentralen Ausgangspunkt dieses Ansatzes, daher ist geschlechtsbezogene Pädagogik auch frei von einer Idealvorstellung der Geschlechterrolle von Jugendlichen (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 228ff). Dementsprechend ist die Auseinandersetzung mit Geschlecht und Geschlechterrollen ein zentraler Bestandteil der Offenen Jugendarbeit, was gerade aufgrund der Aktualität der Männlichkeitsthematik umso relevanter wird.

Geschlecht ist in unserem Alltag so präsent, dass es meistens nicht mehr bewusst wahrgenommen wird. Dabei definiert und beeinflusst Geschlecht unser Leben stärker, als es vermutlich im ersten Augenblick auffällt. Von Geburt an wird Menschen ein Geschlecht zugeschrieben. Diese Zuschreibung begleitet die meisten bis zu ihrem Tod. Das Geschlecht bestimmt massgeblich darüber, wie wir aufwachsen, uns entwickeln und uns benehmen. Aber auch, wie uns andere Menschen wahrnehmen und behandeln. Kurz gesagt, Geschlecht bestimmt zu einem grossen Teil, wer wir sind, welche Möglichkeiten uns offenstehen und in welchen Handlungsräumen wir uns bewegen können. Nach Aulenbacher, Meuser und Riegraf ist Geschlecht demnach eine soziale und gesellschaftliche Unterscheidung, die Konsequenzen mit sich bringt (vgl. Aulenbacher/Meuser/Riegraf 2010: 59). Dabei

ist jedoch darauf hinzuweisen, dass nicht einfach das Geschlecht, sondern vielmehr der lebenslange Prozess der geschlechtlichen Sozialisierung für diese Wirklichkeitskonstruktionen verantwortlich ist. Wie Aulenbacher et al beschreiben, wird Geschlechtlichkeit über das Handeln eines Individuums hergestellt (vgl. ebd.: 59). Geschlecht ist somit nicht natürlich gegeben, sondern wird konstruiert. Im Mittelpunkt der konstruktivistischen Perspektive steht somit auch immer die Frage, was Frauen und Männer denn sind? Wie sind Männlichkeit und Weiblichkeit definiert (vgl. ebd.: 60)?

Nach Connell lässt sich Männlichkeit nicht als konkreten Gegenstand definieren, denn Männlichkeit kann nicht als isoliertes Objekt begriffen werden. Männlichkeit ist demnach vielmehr ein Konzept, das auf der «kulturellen Bewertung des Geschlechts» basiert (vgl. Connell 2015: 119). Allerdings sehen diese Bewertungen nicht in allen Kulturen gleich aus. Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit der Fokus auf westliche Männlichkeitskonstruktionen gelegt. Connell geht davon aus, dass sich ein unmännlicher Mensch anders verhält wie ein männlicher Mensch. So benennt sie als Gegensatzpaare beispielsweise: friedvoll statt gewalttätig, versöhnlich statt dominant etc. Diese gegensätzlichen Attribute verweisen bereits darauf, dass dem Konzept Männlichkeit ein Kontrastbegriff, in diesem Falle Weiblichkeit, entgegensteht. Beide Konzepte sind Voraussetzung für die Existenz des jeweils anderen. Connell verweist auch darauf, dass eine Definition von Männlichkeit voraussetzt, dass Geschlecht auf eine spezifische Weise hergestellt, in diesem Sinne also konstruiert wird (vgl. ebd.: 119f). Nach Böhnisch sollte beachtet werden, dass Männer den von ihnen hergestellten Machtverhältnissen auch selbst unterworfen sind. Das daraus resultierende Spannungsfeld zeichnet sich bereits im Aufwachsen von Jungen ab. Nach aussen hin bringt männliche Dominanz viele Vorteile mit sich. Doch diese hat auch zur Folge, dass Jungen stets gezwungen sind, diesen dominanten Erwartungen von Männlichkeit auch gerecht zu werden. Die "schwache" Seite wird übergangen. Dies resultiert in Hilflosigkeit und Bedürftigkeit. Man sehnt sich nach etwas, was einem gleichzeitig verwehrt ist (vgl. Böhnisch 2015: 28).

Wie die vorhergehenden theoretischen Überlegungen zeigen, ist also inzwischen das Bewusstsein vorhanden, dass die geschlechtliche Identität eines Menschen und die damit verbundene Rolle nicht nur rein biologisch begründbar ist. Dennoch gibt es noch immer viele stereotypische Männlichkeitsbilder, die auch heute noch reproduziert werden. Gesellschaftlich gesehen sind demnach unterschiedlichste Vorstellungen vorhanden, wie ein Mann zu sein hat und wie nicht. Diese sozial konstruierten Richtlinien von Männlichkeit können einerseits hilfreich sein, da sie Orientierung bieten. Allerdings schränken solche Idealvorstellungen auch ein, welches Verhalten als passend und welches als unpassend aufgefasst wird, was wiederum für all jene Männer, die nicht diesen Vorstellungen entsprechen, zum Problem werden kann. Die westliche Männlichkeitskonstruktion ist heutzutage allerdings nicht mehr so eindeutig festgelegt und befindet sich in einem stetigen Wandel, was zu Unsicherheiten führt. Besonders Jugendlichen kann dies die Identitätsfindung erschweren. Dies

ist für die Soziale Arbeit im Praxisfeld der Offenen Jugendarbeit insofern relevant, als dass der Auftrag der Offenen Jugendarbeit unter anderem lautet, Jugendliche in ihrer Identitätsfindung zu unterstützen und ihnen zu helfen, mit geschlechtsspezifischen Problemen umzugehen. Durch persönliche Erlebnisse im Praxisfeld der Offenen Jugendarbeit, die aufzeigten, wie schwierig es für männliche Jugendliche ist, eine Rolle zu finden, in der sie sich wohl fühlen und keine Sanktionen von Gesellschaft, Familie oder Peer-Group erwarten müssen, sowie aufgrund der hohen Aktualität der Thematik erachtet die Autorin die Bearbeitung dieses Themas als relevant. Aber auch die Offene Jugendarbeit selbst verweist auf die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit diesem Problem.

Wie bereits kurz dargelegt wurde, sieht das Aufgabenfeld der Offenen Jugendarbeit vor, dass Jugendliche in der Findung ihrer Identität unterstützt werden sollten. Aufgrund des Prinzips der Offenheit, das als eines der Grundprinzipien der Offenen Jugendarbeit gilt, sollten Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter den Jugendlichen neutral und vorurteilsfrei begegnen (vgl. DOJ 2018: 5). Das bedeutet, dass Jugendliche so angenommen werden, wie sie eben sind. Aus diesem Grund können Jugendliche sich im Raum der Offenen Jugendarbeit frei von gesellschaftlichen Erwartungen verhalten und haben so auch die Chance, sich selbst auszuprobieren und kennenzulernen. Dadurch entsteht gegenüber der Offenen Jugendarbeit aber auch die Verantwortung, die Jugendlichen in diesem Prozess zu unterstützen sowie angemessene Grenzen aufzuzeigen. Zudem werden Jugendhäuser in der Regel mehrheitlich von männlichen Jugendlichen besucht, was die Bearbeitung dieser Thematik im Feld der Offenen Jugendarbeit umso dringender macht.

Aus diesen theoretischen und praxisbezogenen Überlegungen sowie durch das herausgearbeitete Erkenntnisinteresse ergab sich folgende Fragestellung:

Welchen Beitrag kann die Offene Jugendarbeit leisten, um männliche Jugendliche bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität innerhalb der aktuellen Männlichkeitskrise zu unterstützen?

Folgende Unterfragen sollen im Rahmen der Arbeit ebenfalls bearbeitet werden:

- Was ist Geschlecht und Männlichkeit?
- Welche Bedeutung hat das Lebensalter Jugend für die Konstruktion von Männlichkeit?
- Was ist Offene Jugendarbeit und wieso werden Geschlechterstereotypen dort zum Thema?

Die hier vorliegende Arbeit ist eine Literaturarbeit. Die nachfolgenden Theorieteile wurden mithilfe von Werken aus der Soziologie und Geschlechterforschung sowie mittels praxisnaher Handbücher zu Jugendarbeit und Pädagogik bearbeitet. Der Aufbau der Arbeit gliedert sich in drei theoriebasierte Hauptteile. Im ersten Hauptteil wird auf Geschlecht und Männlichkeit eingegangen. Ziel ist es,

Begrifflichkeiten aus der Geschlechterforschung zu erklären, die konstruktivistische Perspektive sowie das Konzept des Doing Gender zu erläutern und anschliessend den Fokus auf die Männlichkeitsforschung und den aktuellen Stand der Thematik zu legen. Im zweiten Hauptteil wird die Lebensphase Jugend mit ihren spezifischen Herausforderungen und Entwicklungsaufgaben betrachtet. Im Fokus liegt dabei die Bedeutung von Geschlecht innerhalb dieser Lebensphase sowie die Frage, welche Besonderheit dieser Abschnitt für die Konstruktion von Männlichkeit mit sich bringt. Im dritten Hauptteil wird schlussendlich spezifisch auf das Feld der Offenen Jugendarbeit eingegangen. Dazu werden Auftrag und Ziele der Offenen Jugendarbeit vorgestellt und die rechtlichen Grundlagen näher beleuchtet, um dann auf geschlechterreflektierte Konzepte aus diesem Berufsfeld zu sprechen zu kommen. Alle diese Hauptteile bauen dabei auf jeweils einer der oben formulierten Unterfragen auf und werden daher zum Schluss noch einmal in einem zusätzlichen Kapitel kurz zusammengefasst. Auf die Theorieteile folgt dann eine Sammlung der Erkenntnisse, wodurch nachfolgend die Hauptfragestellung beantwortet werden soll. Zum Ende hin werden die Ergebnisse noch einmal kritisch reflektiert sowie ein Ausblick formuliert. Im Anhang der Arbeit finden sich alle genutzten Quellen.

2. Geschlecht und Männlichkeit

Geschlecht, Geschlechterforschung, Geschlechtsidentitäten etc. sind alles Begrifflichkeiten, die über eine simple Definition hinausgehen. Denn je nach theoretischer Perspektive haben diese Begriffe eine grundlegend andere Bedeutung oder können mehrfach interpretiert werden. Dementsprechend umfassend gestaltet sich die Thematik der Geschlechtlichkeit. In den nachfolgenden Kapiteln soll ein Einblick in dieses Thema ermöglicht werden, wobei eine Einschränkung auf nur eine theoretische Positionierung angebracht ist. Demnach wird im Folgenden Geschlecht im Fokus der konstruktivistischen Perspektive erklärt, da sich diese theoretische Positionierung für die vorliegende Fragestellung am besten zu eignen scheint. Denn wie bereits kurz festgehalten wurde, befinden sich Anforderungen und Rollenerwartungen an Geschlechter – derzeit insbesondere an die Männlichkeit – in einem steten Wandel. Rollen werden neu interpretiert und gelebt, Arbeitsteilungen neu ausgehandelt, Verhaltensweisen angepasst. Diese Veränderbarkeit von geschlechtlichen Erwartungen verweist darauf, dass sie konstruiert sein muss. Denn wäre Männlichkeit oder Weiblichkeit aufgrund biologischer Determinanten von Geburt an festgelegt, müssten diese über die gesamte Menschheitsgeschichte hinweg immer gleichbleiben. Faktisch finden aber immer wieder Prozesse des Wandels statt. Im Zusammenhang damit wird das Konzept des Doing Gender vorgestellt, um ein Verständnis für die sozialen Prozesse hinter dem Geschlecht erarbeiten zu können. Anschliessend verdichtet sich der Fokus auf die männliche Geschlechtsidentität sowie die damit verbundenen gesellschaftlichen Rollenerwartungen und Normen. Zudem soll in einem weiteren Abschnitt die daraus resultierenden Problemstellungen für spezifische Bevölkerungsgruppen dargelegt werden. Aufgrund dessen, dass in dieser Arbeit primär das männliche Geschlecht thematisiert wird, sind auch Konzepte und theoretische Überlegungen aus der Männlichkeitsforschung ein wichtiger Bezugspunkt.

2.1. Konstruktivistische Perspektive auf Geschlecht

Die Geschlechterforschung umfasst in der heutigen Zeit ein grosses Spektrum unterschiedlichster Theoriebezüge und Positionierungen. Dabei lassen sich vor allem vier wesentliche Forschungsbereiche herausarbeiten: Frauenforschung, Männerforschung, queer theory und die konstruktivistische Perspektive (vgl. Stecklina 2011: 164-166). Gildemeister und Robert definieren den Konstruktivismus als eine theoretische Positionierung, die sich mit Wirklichkeitskonstruktionen des Menschen befasst. Der Konstruktivismus richtet sich demnach auf die Beweggründe von Wahrnehmung und Erkenntnis. Die Wirklichkeit eines Menschen ist nicht einfach vorhanden, sie muss erst prozesshaft hergestellt werden. Insbesondere in der Geschlechterforschung dienen konstruktivistische Perspektiven als Bezugspunkt, da sie die Möglichkeit bieten, Normalitätsvorstellungen zu reflektieren und zu

relativieren und dementsprechend auf vorherrschende Machtverhältnisse aufmerksam zu machen. So wird Geschlecht unter der konstruktivistischen Perspektive nicht als rein naturgegeben verstanden. Viel mehr wird davon ausgegangen, dass das Geschlecht sozial hergestellt wird (vgl. Gildemeister/Robert 2011a: 237-239). Wenn nun davon ausgegangen wird, dass eine Naturalisierung von Geschlecht nicht möglich ist, was bedeutet dann der Begriff "sozial hergestellt" genau?

Gildemeister und Robert stellen sich die Frage, wie es zu einer Unterscheidung der Geschlechter kommt. Besonders, da nicht nur den Menschen ein Geschlecht zugeschrieben wird, sondern auch Objekte und Tätigkeiten vergeschlechtlicht werden (vgl. Gildemeister/Robert 2008: 15). So gilt die Arbeit auf dem Bau als männlich, die Pflege und Betreuung alter oder kranker Menschen hingegen als weiblich. Kurze Haare und ein Anzug assoziieren die meisten Menschen mit einem Mann, Kleider und Schuhe mit hohen Absätzen hingegen mit einer Frau. Tatsächlich ist dies aber nicht immer so eindeutig. Denn auch Frauen tragen kurze Haare und auch Männer arbeiten im Sozial- und Gesundheitsbereich. Gildemeister und Robert verweisen auf die alltäglichen Brüche und Ungereimtheiten mit dem augenscheinlich so klaren zweigeschlechtlichen Klassifikationssystem. Dies ist für sie ein Beweis dafür, dass «weibliche und männliche Verhaltensweisen und Eigenschaftszuweisungen "fiktiv" sind». Das bedeutet, dass diese Eigenschaften nicht einem Geschlecht zugewiesen werden können, sondern dass vielmehr eine Vorannahme basierend auf dem Geschlecht einer Person getroffen wird (vgl. ebd.: 15).

Gildemeister und Hericks zeigen auf, dass in der Soziologie in der Regel davon ausgegangen wird, dass die Vorstellung von der Konstruktion von Geschlecht als allgemein anerkannt gilt. Doch bei genauerem Hinschauen wird deutlich, dass noch längst kein Konsens darüber herrscht, was unter sozial konstruiert denn genau verstanden wird (vgl. Gildemeister/Hericks 2012: 196). Genau dieser Umstand macht es umso schwieriger, die konstruktionstheoretischen Ansätze fassbar zu machen und zu erklären. Da es auch den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, diese Grundsatzfrage zu klären, soll für den weiteren Verlauf dieser theoretischen Darlegungen der Annahme gefolgt werden, dass das biologische Geschlecht eines Menschen keinen Rückschluss auf Persönlichkeit und Identität zulässt. Geschlecht ist also insofern konstruiert, als dass diejenigen Attribute, die einem spezifischen Geschlecht zugewiesen werden, auf stereotypen Vorstellungen der Geschlechter basieren und nicht zwingend der Wirklichkeit entsprechen müssen.

Auch Czollek, Perko und Weinbach gehen davon aus, dass sowohl die Rollen als auch die Verhaltensweisen von Männern und Frauen aufgrund kultureller und gesellschaftlicher Erwartungen konstruiert werden. Dies verdeutlicht noch einmal, dass eine natürliche Trennung der Geschlechter aufgrund von biologischen Eigenschaften auf der gesellschaftlichen Ebene nicht möglich ist (vgl. Czollek/Perko/Weinbach 2009: 21f). Connell geht nun einen Schritt weiter. Sie geht ebenfalls davon

aus, dass sowohl Weiblichkeit als auch Männlichkeit nicht als etwas natürlich Festgelegtes verstanden werden kann. Jedoch lässt sich Geschlecht auch nicht als reine Umsetzung sozialer Normen begreifen. Vielmehr konstruieren Menschen sich selbst als maskulin oder feminin. Menschen beanspruchen ihren Platz in der Geschlechterordnung selbst durch ihr Verhalten im Alltag (vgl. Connell 2013: 23). Dies bedeutet, dass nicht allein gesellschaftliche Anforderungen und Normen für die Art und Weise verantwortlich sind, in der sich Männer und Frauen präsentieren. Es gibt also auch einen inneren Anteil. Eine eigene Konstruktion des Selbst. Doch wie kommt diese zustande? Dieser Frage soll in den nachfolgenden Unterkapiteln nachgegangen werden.

Deutlich ist inzwischen, dass das Geschlecht unsere Vorstellungen von anderen Menschen stark beeinflusst, wobei Mann und Frau oftmals als gegenteilige Pole betrachtet werden. Die Unterscheidung zwischen ihnen erfolgt in der Regel über ihre biologische Differenz. Mit Biologie werden aber nicht nur die offensichtlichen körperlichen Unterschiede begründet, sondern mit ihr werden auch Differenzen im Verhalten und in den Fähigkeiten von Frauen und Männern erklärt. Inzwischen zeigt sich jedoch mehr als deutlich, dass sich kein kausaler Zusammenhang zwischen biologischem Geschlecht und den Attributen eines Menschen ergeben muss.

Im englischsprachigen Raum wird daher zwischen den Begriffen *sex* und *gender* unterschieden. *Sex* steht dabei für das biologische Geschlecht und die damit einhergehende Körperlichkeit. *Gender* hingegen wird als soziales, erworbenes Geschlecht verstanden. Ehlert macht jedoch auch deutlich, dass die sprachliche Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht ebenfalls in der Kritik steht, da beispielsweise auch biologische Merkmale nicht immer eindeutig sind. Im deutschsprachigen Raum fehlt eine sprachliche Trennung gänzlich. Ein Versuch ist die Nutzung der Adjektive *biologisches* Geschlecht und *soziales* Geschlecht (vgl. Ehlert 2012: 23). Aufgrund dieser sprachlichen Barriere wird hiermit darauf hingewiesen, dass im späteren Verlauf dieser Arbeit der Ausdruck Geschlecht auch immer die soziale Dimension mitberücksichtigt. Dieser Entscheidung wurde aufgrund der verwendeten Begrifflichkeiten in der Literatur gefällt, da auch dort selten eine sprachliche Trennung zwischen sozialem und biologischem Geschlecht angewandt wurde.

Ein weiterer Aspekt in Bezug auf Geschlechterkonstruktion ist auch die Polarität derselbigen. Mann und Frau werden als Gegensatzpaare und gleichzeitig als die einzigen Optionen angesehen. Dass Geschlecht jedoch nicht als Polarität verstanden werden kann, macht Connell mit dem Verweis auf die Mehrdeutigkeit von Geschlecht deutlich. Denn Frauen können maskulin und Männer feminin sein. Homosexualität, Transgeschlechtlichkeit und Nonbinarität sind nur einige Beispiele dafür, dass Geschlecht, Geschlechterordnung und Geschlechtsidentität sich nicht in zwei gegensätzliche Pole einordnen lassen (vgl. Connell 2013: 23). Geschlecht ist also nicht starr festgelegt. Unabhängig von den

biologischen Eigenschaften eines Menschen ist die Ausbildung einer eigenen geschlechtlichen Identität möglich. Doch wenn Biologie und Persönlichkeit eines Menschen keinen direkten Zusammenhang haben, stellt sich die Frage, weshalb dennoch ein Grossteil der Bevölkerung sich den Erwartungen ihres Geschlechts entsprechend verhält.

Nach Steins wird das Geschlecht eines Menschen in der Interaktion mit anderen hervorgehoben, wodurch Geschlechterrollenstereotypen aktiviert werden. Dies bedeutet, dass dem Gegenüber aufgrund seines Geschlechts, Fähigkeiten, Persönlichkeitseigenschaften und Interessen zugeschrieben werden. Dadurch werden auch die Erwartungen an die Verhaltensweisen dieser Person beeinflusst (vgl. Steins 2010: 27). Diese Prozesse finden in der Regel unbewusst statt. Genauso unbewusst, wie wir, laut Connell, gesellschaftliche Arrangements hinnehmen. Ob sich dies nun in der Wahl der Toilette zeigt oder auf welcher Seite sich die Knöpfe eines Hemdes oder einer Bluse befinden, sind uns diese Arrangements vertraut. Sie erscheinen als natürlich und richtig. Dass all diese Dinge aber eben nicht von der Natur festgelegt sind, zeigt sich in den gesellschaftlichen Anstrengungen, das Verhalten der Menschen zu steuern. So beispielsweise durch Gesetze wie Gefängnisstrafen für Transfrauen, aufgrund der "Störung der öffentlichen Ordnung". Solche gesellschaftlichen Ordnungen sind nicht einfach die Folge einer Vorstellung von Geschlechtsunterschieden, sie schaffen sie erst (vgl. Connell 2013: 21f).

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass in der konstruktivistischen Perspektive davon ausgegangen wird, dass all jene Eigenschaften, die einem bestimmten Geschlecht zugeschrieben werden, gesellschaftlich konstruiert sind. Dabei wird zwischen dem biologischen und dem sozialen Geschlecht unterschieden, wobei vom biologischen Geschlecht nicht auf das soziale Geschlecht geschlossen werden kann. Dennoch werden den Menschen, basierend auf ihrem biologischen Geschlecht, Persönlichkeitseigenschaften, Fähigkeiten und Verhaltensweisen zugeschrieben, die auf stereotypen Vorannahmen basieren und daher nicht der Wirklichkeit entsprechen müssen. Denn sowohl Weiblichkeit als auch Männlichkeit sind variabel. Dennoch signalisieren die meisten Menschen, welchem Geschlecht sie angehören und verhalten sich so, wie es ihrem Geschlecht entsprechend erwartet wird. Dieses Phänomen lässt sich mit dem Begriff *doing gender* erklären, welcher im nachfolgenden Unterkapitel näher erläutert wird.

2.1.1. Doing Gender

Doing Gender bezeichnet ein Konzept, welches aus der interaktionstheoretischen Soziologie stammt. Dabei liegt der Fokus auf denjenigen sozialen Prozessen, die Geschlecht als eine Differenz hervorbringen und reproduzieren. Geschlecht wird im Konzept des *Doing Gender* also nicht als

naturgegeben betrachtet, vielmehr sind Geschlechtsidentität und -zugehörigkeit als ein fortlaufender Herstellungsprozess zu verstehen. Geschlecht wird demnach erst in der Interaktion mit anderen Personen hervorgebracht. Denn innerhalb von Interaktionen sind Zwänge aktiv, denen die einzelnen Akteure unterliegen. Einer davon ist der «Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation der Interaktionsteilnehmer», wobei hier die Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit deutlich wird. Dabei wird Geschlecht als ein «komplexitätsreduzierendes Klassifikationsschema» beschrieben, mit dem es Personen gelingt, andere in die Welt einzuordnen (vgl. Gildemeister 2010: 137f). Nach Ehlert ist also sowohl die Zuschreibung als auch die Darstellung eines Geschlechts gleichzeitig Voraussetzung und Ergebnis einer Interaktion (vgl. Ehlert 2012: 26). Die Fähigkeit, Menschen einem Geschlecht zuzuordnen, muss jedoch erst erlernt werden. Kinder tun dies über soziale Symbolisierungen wie beispielsweise die Kleidung oder die Frisur. Später entwickelt sich daraus ein kategoriales Denken, was bedeutet, dass ein Bewusstsein dafür entsteht, dass sich auch mit einem Austausch dieser Symbole, das Geschlecht der betroffenen Person nicht einfach ändert (vgl. Gildemeister/Robert 2011b: 96). Wenn also beispielsweise ein Mann ein Kleid anzieht, so bleibt er immer noch ein Mann, obwohl das Kleid, gesellschaftlich gesehen, als ein weibliches Symbol gilt.

Doing gender ist ein Prozess, der in der Regel unbewusst abläuft, da bereits von Kindheit an gelernt wird, wie das eigene Geschlecht darzustellen ist. Brüche mit diesen normativen Erwartungen können je nach deren Schweregrad Irritation hervorrufen. Zunke verweist darauf, dass Menschen, egal was sie tun, es als Frau oder Mann tun. Und somit kann dieselbe Handlung, je nachdem, wer sie ausgeführt hat, eine komplett neue Bedeutung bekommen. Sie kann etwas Banales provokant machen (vgl. Zunke 2012: 44). Beispielsweise, wenn ein Mann Make-Up benutzt. Dass doing gender eben nicht immer unbewusst geschieht und manche Menschen grosse Anstrengungen auf sich nehmen, um nicht mit gesellschaftlichen Normen zu brechen, zeigen vor allem die Studien zu Transmenschen deutlich, auf denen das Konzept beruht. Nach Gildemeister ist die Besonderheit bei Transmenschen jene, dass die Geschlechtszugehörigkeit nicht einfach vorhanden ist, sondern gezielt angestrebt wird. Doch ein sicheres Bewusstsein für die eigene Geschlechtsidentität muss erst für andere deutlich gemacht werden (vgl. Gildemeister 2010: 139). Eine Person, die sich gesellschaftlich gesehen als typisch männlich kleidet und verhält, wird automatisch als Mann wahrgenommen werden, auch wenn sich diese Person selbst als weiblich identifiziert. Gildemeister verweist auf die Komplexität der Muster von Männlichkeit und Weiblichkeit, da eben mehr als nur auf die Rolle bezogene Verhaltenserwartungen dazu gehören, um als Mann oder Frau wahrgenommen zu werden. Faktoren wie Kleidung, Frisur, Körperbau, Stimme oder die Art sich zu bewegen, haben alle einen erheblichen Einfluss darauf, welche Geschlechtszugehörigkeit einem Menschen zugeschrieben wird (vgl. ebd.: 139). Wenn eine Person sich nun einem Geschlecht zugehörig fühlt, muss diese Person, sofern sie auch als dieses Geschlecht

wahrgenommen werden will, all diese Faktoren beachten und den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend präsentieren. Durch diese Erkenntnis des Konzepts Doing Gender wurde die bisherige Sichtweise auf Geschlecht umgedreht. Demnach kann die Geschlechtszugehörigkeit nicht als natürlicher Ausgangspunkt für Differenzen verstanden werden. Vielmehr ist menschliches Handeln ein Ergebnis sozialer Prozesse (vgl. Gildemeister 2010: 137).

2.1.2. Evolutionsgeschichtliche Faktoren

Auch wenn in den vorhergegangenen Kapiteln stets auf die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht verwiesen wurde, soll in den folgenden Abschnitten kurz auf einige evolutionsgeschichtliche Faktoren eingegangen werden, welche die präsenten Geschlechterdifferenzen trotz sich öffnender gesellschaftlicher Strukturbedingungen beeinflussen. Eine mögliche Antwort auf die Frage, weshalb Geschlechterstereotypen und entsprechendes Verhalten noch immer präsent sind, kann die Sozialbiologie liefern. Nach Zunke beschäftigt sich Sozialbiologie mit menschlichem Verhalten und dessen Ursprung in evolutionsgeschichtlichen Zwecken. Demnach wird davon ausgegangen, dass die Verhaltensdifferenzen zwischen Frauen und Männern auf naturgeschichtliche Erfordernisse zurückzuführen sind. Diese sind auch dann noch präsent, wenn der ursprüngliche Zweck schon lange seine Funktion verloren hat. Dabei verweist Zunke darauf, dass sich – obwohl es inzwischen gesellschaftlich akzeptiert ist, wenn Männer in Pflegeberufen arbeiten – dennoch nur sehr wenige Männer in diesem Berufsfeld wiederfinden lassen. Die meisten von ihnen streben eine Position auf einer höheren Ebene an, obwohl die Rolle des Mannes als Ernährer der Familie längst nicht mehr so eindeutig ist. Zunke bezeichnet dies als eine «Synthese aus Sexismus und Biologie» (vgl. Zunke 2012: 43). Daraus lässt sich schließen, dass zwar Geschlecht als ein gesellschaftliches Konstrukt verstanden werden kann, dass aber eben auch noch immer evolutionsgeschichtliche Einflussfaktoren wirken, die die Grundlage für viele Verhaltensweisen bilden. Daher scheint es wichtig, beide Anteile im Blick zu behalten. Menschliches Verhalten ist nicht rein konstruiert, es entspringt aber auch nicht nur biologischen Faktoren. Vielmehr ist es ein Wechselspiel beider Anteile, die mal mehr und mal weniger wirken. Das was die Gesellschaft und die einzelnen Individuen hingegen daraus machen, ist gänzlich konstruiert. «Aufgrund der gemachten und sich reproduzierenden Differenzen und ihrer ideologischen Stützen werden Frauen und Männer an verschiedenen Maßstäben gemessen und messen sich selbst daran – und zwar auch dann, wenn ihr Verhalten zufällig oder gezielt nicht der geschlechtsspezifischen Zuschreibung entspricht.» (ebd.: 45)

2.2. Westliche Männlichkeitskonstruktionen

Was ist Männlichkeit eigentlich? Die Antwort auf diese Frage unterscheidet sich je nach kulturellem oder religiösem Hintergrund stark. Viele Länder, Völker und Kulturen haben ihre eigenen Bilder von Männlichkeit, und dementsprechend unterschiedlich sind auch die Anforderungen und Rollenerwartungen an Jungen und Männer. Da diese Arbeit den Fokus auf die Offene Jugendarbeit in der Schweiz legt, werden auch für das Thema Männlichkeit nur die westlichen Männlichkeitskonstruktionen näher betrachtet. Doch was ist damit eigentlich gemeint?

Connell verweist darauf, dass Männlichkeit nicht als Objekt, sondern als Struktur betrachtet werden sollte. Demnach hängt das eigene Verhalten davon ab, was für ein Mensch jemand ist. Doch ein solches Konzept setzt «individuelle Unterschiede und persönliche Handlungsfähigkeit» voraus und beruht somit auf dem Individualitätskonzept (vgl. Connell 2015: 119f). Meuser hingegen bezeichnet Männlichkeit als ein relationales Konzept. Dies bedeutet also, dass Männlichkeit einerseits in Relation zu Weiblichkeit steht, andererseits aber auch innerhalb der von Männern untereinander. Männlichkeit entsteht also erst durch eine Abgrenzung von Weiblichkeit. Häufig geht diese auch mit einer Abwertung alles Weiblichen einher. Gleichzeitig bedeutet dies, dass Gemeinsamkeiten zwischen Männern gesucht und gelebt werden. Jedoch ist diese idealisierte Form der Männlichkeit nicht allen Männern zugänglich. Denn aufgrund von milieuspezifischen, ethnischen und anderen sozialen Zugehörigkeiten entstehen Kategorien von Männern, die aus bestimmten homosozialen Gemeinschaften ausgeschlossen werden (vgl. Meuser 2011a: 277f). Auch Connell verweist auf die Relationalität des Konzeptes Männlichkeit. Männlichkeit kann ohne den Kontrast Weiblichkeit nicht existieren. Die moderne westliche Kultur ist durch die Polarisierung dieser beiden Geschlechtszugehörigkeiten geprägt (vgl. Connell 2015: 117). Männlichkeit ist demnach etwas, das gezielt hergestellt oder eben konstruiert werden muss, was mit einem lebenslangen Prozess verbunden ist. Nach Meuser kann dies einerseits ein Problem sein, da Männlichkeit je nach sozialer Schichtzugehörigkeit andere Anforderungen mit sich bringt. Diesen Erwartungen können und wollen jedoch nicht alle Männer entsprechen, was für jene Gruppe zu einem Problem werden kann. Dabei darf auch nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Form der eigenen Männlichkeit nur zu einem geringen Teil aufgrund individueller Entscheidungen entsteht. Vielmehr bildet sie sich basierend auf einer «Konfiguration unterschiedlicher sozialer Lagen» aus. Jedoch sollte Konformität oder gar der Zwang zur solchen nicht nur negativ aufgefasst werden, denn diese vermittelt eben auch Sicherheit. (vgl. Meuser 2011a: 279).

Gerade der Punkt, dass sich Männlichkeit je nach sozialem Status, sexueller Orientierung, kulturellem oder ethischem Hintergrund etc. unterschiedlich konstruiert, ist ein wichtiger Verweis darauf, dass vielmehr der Begriff Männlichkeiten im Plural angebracht wäre. Connell verweist darauf, dass

Geschlecht immer auch mit anderen Strukturen verbunden ist. Dies bedeutet, dass es unterschiedliche Formen von Männlichkeiten gibt: beispielsweise die der Weissen¹ Männer und die der Schwarzen² Männer (vgl. Connell 2015: 128ff).

«Um Geschlecht zu verstehen, müssen wir auch ständig darüber hinausgehen. Und umgekehrt verhält es sich genauso. Wir können Fragen der Klasse, der Rasse oder der globalen Ungleichheit nicht ohne einen permanenten Rückgriff auf Geschlecht begreifen. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Strukturen, und Geschlechterpolitik ist einer der Hauptfaktoren unseres kollektiven Schicksals.» (Connell 2015: 129)

Es ist also beinahe unmöglich, Geschlecht als eigenständiges Objekt zu betrachten, ohne die Verwobenheit anderer Einflussfaktoren wie beispielsweise die soziale Schichtzugehörigkeit, die Hautfarbe oder die sexuelle Orientierung miteinzubeziehen. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen scheint es, als könnte nicht *die Männlichkeit* definiert werden. Allerdings ist es trotz dieser Kenntnisse so, dass in der Gesellschaft noch immer ein idealisiertes Bild von Männlichkeit vorherrscht, welches tatsächlich aber längst veraltet ist. Meuser geht davon aus, dass das westliche Männlichkeitsbild von der kapitalistischen Gesellschaft und damit einhergehend der Geschlechterordnung der bürgerlichen industriellen Gesellschaft geprägt ist. Dies äussert sich primär in einer strikten Trennung und Hierarchisierung von Erwerbs- und Familienarbeit und der Zuweisung der Geschlechter auf diese. Wobei innerhalb bürgerlicher Gesellschaften die Vollerwerbstätigkeit und Karriereorientierung den Kern der Männlichkeitskonstruktion ausmacht (vgl. Meuser 2011a: 279). Auch Böhnisch beschreibt die gesellschaftlichen Veränderungen, die mit dem Industriekapitalismus einhergingen. Die plötzliche Trennung von Wohnen und Arbeit, Öffentlichkeit und Privatleben und besonders Familie und Erwerbstätigkeit brachte frühere Sozialstrukturen ins Wanken. Frauen waren nun umso mehr von der Arbeitskraft des Mannes abhängig, da die ausserhäusliche Tätigkeit von Frauen meist nur als minderbezahlter Zuerwerb galt. Frauen wurden so an die Familie gebunden, während Männer der Erwerbsarbeit nachgingen. Dadurch entstand ein gesellschaftliches Machtgefälle, das in seinen patriarchalen Strukturen teilweise bis heute wirkt (vgl. Böhnisch 2004: 25f).

Dass sich in den letzten Jahrzehnten diesbezüglich viel getan hat, lässt sich nicht bestreiten: Sowohl die Formen der Erwerbsarbeit als auch die Familienkonstellationen und die damit einhergehenden

¹ Die Grossschreibung des Adjektivs «weiss» verweist auf die politische und soziale Konstruktion des Begriffs. Weiss und Weiss-sein werden demnach nicht als biologische Eigenschaft verstanden. Es handelt sich um ein unbewusstes Identitätskonzept, welches das Verhalten prägt (vgl. Amnesty International 2017).

² Auch schwarz wird in Bezug auf Personen grossgeschrieben, um zu verdeutlichen, dass es sich um keine reelle Eigenschaft handelt, die auf die Hautfarbe zurückzuführen ist. Vielmehr kann es als konstruiertes Zuordnungsmuster verstanden werden (vgl. ebd.).

Arbeitsteilungen verschoben sich innert kurzer Zeit stark. Doch wie bereits kurz angesprochen wurde, haben die neu eröffneten Möglichkeiten zwar für die Frauen viel verändert, doch noch immer herrschen strukturelle Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Connell beschreibt, dass Männer in der Regel von der Ungleichheit der vorherrschenden Geschlechterordnung profitieren. Jedoch bezahlen sie dafür teilweise einen hohen Preis. Denn all jene Jungen und Männer, die von den anerkannten Definitionen von Männlichkeit abweichen, deren Verhalten nicht dem gesellschaftlich akzeptierten Standard entspricht, werden mit Schmähung, Diskriminierung und im schlimmsten Fall Gewalt konfrontiert (vgl. Connell 2013: 24f). Schnack und Neutzling verweisen darauf, dass gesellschaftlich gesehen das Überspielen von Schwächegefühlen als normales männliches Verhalten angesehen wird. Wem dies nicht gelingt, der gilt als unmännlich. Dies führt dazu, dass viele Jungen und Männer dazu neigen, Stärke vorzuspielen, nur um nicht als schwach zu gelten (vgl. Schnack/Neutzling 1993: 37). «Der Mythos der männlichen Überlegenheit führt dazu, dass Jungen alle Erfahrungen verdrängen oder umwerfen müssen, die sie an ihrer grundsätzlichen Überlegenheit zweifeln lassen.» (ebd.: 37) Auch Hollstein geht davon aus, dass die «gesellschaftliche Erziehung zu Männlichkeit» Männer im Verlauf ihres Lebens dazu zwingt, diejenigen Persönlichkeitsanteile loszuwerden oder zumindest zu verleugnen, die gemeinhin als weiblich angesehen werden (vgl. Hollstein 2007: 40). Dabei stellt sich unweigerlich die Frage, weshalb Männer sich noch immer von veralteten Strukturen unterwerfen lassen, wenn eine grundsätzliche Akzeptanz für andere Männlichkeitsformen existiert. Um dies zu verstehen, bedarf es eines Blickes auf das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit, welches zu erklären versucht, weshalb diese Machtstrukturen auch heute noch einen so starken Einfluss haben.

2.2.1. Hegemoniale Männlichkeit

Nach Böhnisch umschreibt das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit sowohl «Macht- und Dominanzverhältnisse von Männern gegenüber Frauen als auch unter Männern.» (Böhnisch 2015: 27) Auch Meuser bezeichnet den Begriff *Hegemonie* als eine Form von Herrschaft. Besonders daran ist, dass sie nicht erzwungen ist, sondern sich aufgrund von auf Kultur basierenden Werten und Verpflichtungen hergestellt wird. Dabei wirken diese Herrschaftsverhältnisse sowohl auf der heterosozialen als auch auf der homosozialen Ebene (vgl. Meuser 2011b: 197). Für die in dieser Arbeit behandelte Thematik ist primär ein Fokus auf die homosoziale Dimension der Hegemonialen Männlichkeit relevant. Denn auch innerhalb der männlichen Bevölkerung herrscht ein Dominanzverhältnis, eine Hierarchie, die einen direkten Einfluss auf die gezeigten Verhaltensweisen von Männern haben. Meuser betont dabei, dass die Hegemoniale Männlichkeit nicht als Persönlichkeitseigenschaft sondern vielmehr als eine Art kulturelles Männlichkeitsideal verstanden

werden sollte (vgl. ebd.: 197f). Connell bezeichnet die Hegemoniale Männlichkeit als eine Form von Männlichkeit, die eine spezifische Position innerhalb der gegebenen Struktur der Geschlechterverhältnisse einnimmt. Sie kann demnach jederzeit verändert und in Frage gestellt werden. Dies bedeutet, dass jeweils eine bestimmte Form von Männlichkeit kulturell hervorgehoben wird. Meist ist es jene, welche aktuell die Legitimation patriarchaler Strukturen verkörpert und somit die Dominanz der Männer sichern soll (vgl. Connell 2015: 130f).

«Es handelt sich hier also um eine historisch bewegliche Relation, die zwar – von ihrer Repräsentation her – an eine jeweils bestimmte Gruppe dominanter und einflussreicher Männer, die diesen hegemonialen Typ Männlichkeit verkörpern, gebunden ist, dennoch aber der Masse der Männer als identitätsstiftendes Orientierungsmuster dient, obwohl sie real über diese Dominanz gar nicht verfügen können.» (Böhnisch 2004: 34)

Der Kern Hegemonialer Männlichkeit fokussiert auf Unterordnung. Einerseits der Unterordnung von Frauen gegenüber den Männern. Aber auch innerhalb der Gruppe von Männern an sich. In westlichen Kulturkreisen ist besonders die Dominanz heterosexueller Männer gegenüber homosexuellen Männern deutlich. Homosexuelle Männlichkeiten rücken damit an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie. Aus Sicht der Hegemonialen Männlichkeit wird Schwul-sein mit Weiblichkeit gleichgesetzt, was die Unterdrückung legitimiert. Aber auch innerhalb der Heterosexuellen Männlichkeit herrscht eine Hierarchie, die durch die Ablehnung aller "weiblichen" Eigenschaften geprägt ist (vgl. Connell 2015: 132). Böhnisch beschreibt, dass die meisten Menschen, insbesondere aber die Männer, ihren Selbstwert über ihren Status in der Arbeitswelt definieren. Allerdings ist Erwerbsarbeit nicht absolut gesichert. Daher, so Böhnisch, neigen Männer, denen der Zugang zur Arbeitswelt verwehrt ist oder die in Bereichen mit einem grossen Verdrängungswettbewerb tätig sind, zu anderen Bewältigungsformen zu greifen, die ihnen nicht genommen werden können. Oftmals entsteht daraus ein Rückgriff auf die traditionelle Männlichkeit, wobei das Mann-Sein häufig aus der Perspektive der physiologischen Überlegenheit betrachtet wird. Böhnisch resultiert aus seinen Untersuchungen, dass Männer, deren sozialen Ressourcen nicht mehr für die Lebensbewältigung ausreichen, auf maskuline Orientierungsmuster zurückgreifen, um handlungsfähig zu bleiben. Dies wird wiederum durch den gesellschaftlichen Anspruch beflügelt, dass Erfolg zwingend notwendig ist und daher auch alle Mittel recht sind, um diesen zu erreichen (vgl. Böhnisch 2004: 246f). Selbstverständlich gilt der Rückgriff auf tradierte und aggressive Männlichkeitsformen nicht für alle Männer. Was jedoch immer wieder deutlich wird, ist, dass sich Männlichkeit noch immer stark über die Erwerbsarbeit definiert. Sie kann also als ein weiteres Kriterium angesehen werden, welche die männliche Hierarchie beeinflusst. Wenn also mangelnder Erfolg in der Erwerbsarbeit mit Körperkraft ausgeglichen wird, dann lässt sich im Umkehrschluss sagen, dass Männer mit Reichtum und hohen

Positionen in der Arbeit nicht auf traditionelle Männlichkeitsformen angewiesen sind, um in der Hierarchie aufzusteigen. Insofern wird deutlich, dass die männliche Hierarchie von einer Vielzahl Kategorien beeinflusst wird.

Die normative Definition von Männlichkeit ist insofern problematisch, als dass eben nur ganz wenige Männer diesen Ansprüchen genügen können. Zwar profitieren alle Männer von der Vorherrschaft Hegemonialer Männlichkeit, da aus der Unterdrückung der Frauen ein allgemeiner Vorteil erwächst. Doch wenn ein Männlichkeitsideal angestrebt werden soll, welches faktisch für die meisten unerreichbar ist, scheint es logisch, dass dies mit Verunsicherungen einhergeht. Besonders die Wandelbarkeit der idealisierten Männlichkeit innerhalb sich ebenfalls verändernder gesellschaftlicher Strukturen bringt grosse Herausforderungen mit sich. Daher soll im nachfolgenden Kapitel ein Blick auf die aktuelle Situation geworfen werden, die gerade in medialen Kontexten gerne als Männlichkeitskrise bezeichnet wird.

2.2.2. Aktuell: Die Männlichkeitskrise

«Auch wenn sie in der Regel nicht darüber sprechen, durchleben viele heranwachsende Jungen ebenso wie heranwachsende Mädchen eine Identitätskrise und eine Störung ihres Selbstwertgefühls. Der grösste Unterschied bei den Geschlechtern in dieser Notlage besteht darin, dass Mädchen, obwohl ihre Stimme in der Öffentlichkeit häufig unterdrückt wird, im privaten Kreis zumeist über ihren Kummer und ihre Unsicherheiten sprechen können. Im Gegensatz dazu fällt es Jungen – auch wenn sie sich mutig und lautstark gebärden – häufig sehr schwer, sich ihren Freunden und ihrer Familie anzuvertrauen.» (Pollack 2007: 14)

Pollack geht davon aus, dass das Verhalten von Jungen an einer veralteten Form von Männlichkeit gemessen wird. So wird von Jungen beispielsweise schon früh erwartet, dass sie sich von der Familie, insbesondere der Mutter, ablösen. Unabhängig davon, ob sie schon dazu bereit sind oder nicht, werden Jungen schon im frühen Kindesalter dazu angehalten, möglichst viel allein zu bewältigen. Dabei sieht Pollack die Problematik nicht darin, dass Jungen die Welt gezeigt wird, sondern die Art und Weise, in der dies geschieht. Die verfrühte Ablösung der Familie verhindert, dass Jungen die Möglichkeit bleibt, bei Überforderung an einen sicheren Ort zurückzukehren. Ihre Bedürfnisse werden zugunsten der Erziehung zum Mann übergangen. Pollack sieht darin ein grosses Problem, da die Gesellschaft Gefühle wie Hilflosigkeit und Angst bei Männern als Schwäche ansieht. So sehen Jungen in ihren eigenen Gefühlen ein Versagen, was sie dazu bringt, diese zu verstecken. Diese "Abhärtung" erscheint besonders widersprüchlich, da gleichzeitig von jungen Männern gefordert wird, dass sie einen neuen Typ Mann repräsentieren, der sensibel und weicher sein soll. Diese ambivalenten Erwartungen führen

verständlicherweise zu Verwirrung, da es schlicht unmöglich ist, beiden Idealen gerecht zu werden (vgl. Pollack 2007: 12f). Dass diese Überforderung im Umgang mit den eigenen Gefühlen sowie den entgegengebrachten Erwartungen an das eigene Geschlecht unweigerlich zu Problemen führt, zeigt sich eindrücklich in Statistiken zur psychischen Gesundheit von Männern. Das Bundesamt für Statistik erfasste, dass 12.3% der Jungen im Alter von 15-24 Jahren an Depressionen erkranken. Bei Mädchen liegt der Anteil mit 13.9% ein wenig höher. Schweizweit begeben sich 4.4% der Männer und 7.7% der Frauen infolge psychischer Probleme in Behandlung (vgl. Bundesamt für Statistik 2019). Allerdings ist erwiesen, dass Mädchen und Frauen öfters psychologische/psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen. Die Vermutung liegt daher nahe, dass es unter den Männern eine hohe Dunkelziffer gibt. Dies scheinen auch die Statistiken zur Suizidrate nahelegen. Laut dem Bundesamt für Statistik nahmen sich im Jahr 2016 795 Männer das Leben, bei den Frauen waren es 257. Die Suizidalität nimmt bei Männern im höheren Alter zudem rapide zu (vgl. ebd.). Auch beim Alkohol und Drogenkonsum zeichnen sich deutliche Unterschiede ab. Männer trinken gegenüber von Frauen demnach doppelt so häufig täglich Alkohol. Und mit rund 20% Männern, die mindestens einmal pro Monat Rauschtrinken, liegt der Wert im Vergleich zu den Frauen ebenfalls doppelt so hoch (vgl. Bundesamt für Statistik 2017a). Auch beim Konsum illegaler Drogen liegen die Männer deutlich vorne (vgl. Bundesamt für Statistik 2017b).

Allerdings verweisen Schnack und Neutzling zurecht darauf, dass Statistiken leicht zu missbrauchen sind, um die eigene subjektive Meinung mit vermeintlichen Fakten zu belegen. Denn wer definiert beispielsweise, was eine psychische Störung ist? Ist die höhere Suizidrate unter Männern ein Beweis dafür, dass sie häufiger unter grösseren Problemen leiden? Und wie erklärt sich dann die viermal höhere Zahl an Suizidversuchen bei Frauen? Schnack und Neutzling erklären sich dies dadurch, dass Mädchen und Jungen gleichermaßen an einen Punkt gelangen können, an dem sie nicht weiterkommen. Während bei Frauen der Ruf nach Hilfe, in diesem Fall in Form eines Suizidversuchs, gesellschaftlich anerkannter ist, verfügen Männer über mehr Ausweichstrategien, die nicht minder gefährlich sein können. Unter anderem zählt dazu der Alkoholmissbrauch oder generelles Risikoverhalten. Diese vermeintlichen Männlichkeitsbeweise stellen demnach einen letzten Anker dar. Gelingt auch dies nicht mehr, ist also der Nullpunkt erreicht (vgl. Schnack/Neutzling 1993: 109f). Auch King beschreibt, dass junge Männer häufiger dazu neigen, externalisierte Bewältigungsformen anzuwenden (vgl. King 2011: 22). Freilich sind auch dies Interpretationen, die zwar auf empirischen Beobachtungen beruhen, aber dennoch eben nicht faktisch richtig sein müssen. Die statistischen Belege machen unter diesem Licht betrachtet aber durchaus Sinn, und so stellt sich schlussendlich die Frage, ob sich die beschriebenen Problematiken aufgrund der geschlechtlichen Identität ergeben. Also ob Männer Probleme haben, *weil* sie Männer sind. Dies führt auf die ursprüngliche Überlegung zurück,

dass die statistischen Auffälligkeiten bei Männern auf eine generelle Überforderung im Umgang mit den Erwartungen an das eigene Geschlecht zurückzuführen sind.

Nach Böhnisch ist der männliche Habitus³ von einem Spannungsfeld zwischen Ablehnung und Sehnsucht von Emotionen geprägt. Diese Ambivalenz sieht Böhnisch nicht im Manne selbst verortet, sie wird durch das Aufwachsen mit vorgegebenen Mustern verinnerlicht. Wie mit dieser Spannung umgegangen wird, hängt stark von der eigenen Sozialbiografie ab. Und gerade wenn Männlichkeit – wie es aktuell der Fall ist – nicht mehr gesellschaftlich eindeutig ist, gewinnt diese Ambivalenz an Relevanz (vgl. Böhnisch 2004: 40). Auch Pollack ist sich der heutigen gesellschaftlichen Erwartungen bewusst und welche enormen Veränderungen diese mit sich brachten. Diese neuen Erwartungen widersprechen dem bisherigen Männlichkeitskodex stark, was für viele Jungen zu einem inneren Konflikt führt, zu dessen Lösung bislang nicht viel beigetragen wurde. Im Gegenteil, oftmals wird das Schweigen von Jungen – welches in einem internalisierten Verlangen basiert, die eigenen Gefühle zugunsten der Männlichkeit zu verbergen – so gedeutet, als ob alles in Ordnung wäre (vgl. Pollack 2007: 26). Es zeigt sich also, dass das Spannungsfeld zwischen den sich verändernden gesellschaftlichen Erwartungen an Männlichkeit und der tradierten Männlichkeitsvorstellung, die eben noch immer in den Köpfen der Menschen verankert ist, Konsequenzen nach sich zieht, die nicht immer eindeutig erkennbar sind. Winter kritisiert die sozialen Zuschreibungen, denen Jungen aufgrund gesellschaftlicher Vorstellungen von Männlichkeit ausgesetzt sind. Denn dadurch würden traditionelle Vorstellungen stabil bleiben, besonders da «die ständige Suche danach als selbsterfüllende Vorhersage und letztlich rekonstruierend wirkt.» (Winter 2008: 411)

2.3. Was ist Geschlecht und Männlichkeit?

Zum Abschluss der Themen Geschlecht und Männlichkeit soll in diesem Unterkapitel die entsprechende Unterfrage beantwortet und so das gesamte Thema noch einmal zusammengefasst werden.

Geschlecht ist ein komplexer Begriff, der je nach theoretischer Perspektive eine Vielzahl an Bedeutungen innehat. Im Blickwinkel des Konstruktivismus beinhaltet Geschlecht zwei Komponenten. Einerseits hat jeder Mensch ein biologisches Geschlecht, das sich aufgrund von Chromosomen, Hormonen und Geschlechtsorganen bestimmen lässt. Allerdings gerät bereits hier das gängige binäre Geschlechtssystem an seine Grenzen, da es auch in der Biologie Abweichungen vom männlichen und weiblichen Geschlecht gibt. Geschlecht bezeichnet gleichzeitig aber auch eine Identität des Menschen.

³ Der Habitus umfasst das gesamte Repertoire aller erworbenen Eigenschaften eines Menschen, sowie beispielsweise das Verhalten, Auftreten und Aussehen einer Person (vgl. Duden 2020: Habitus).

Diese wird häufig mit dem biologischen Geschlecht verknüpft, was für viele Menschen auch zutrifft. Allerdings zeigen auch hier Abweichungen wie beispielsweise Transidentitäten, dass diese Verknüpfung nicht zwingend sinnvoll ist. Vielmehr ist Geschlecht also etwas, das der Mensch nicht innehat, sondern im Laufe seines Lebens erlernt und immer wieder aufs Neue herstellt. Der Prozess dieser Herstellung nennt sich *doing gender*. *Doing Gender* beschreibt ein Konzept, welches erklärt, wie Geschlecht in der Interaktion mit anderen hervorgebracht wird. Dementsprechend sind scheinbar weibliche und männliche Attribute wie Kleidung, Stimmlage, Körperhaltung, Frisur usw. etwas, das im Alltag unbewusst immer wieder überprüft, abgestimmt und angepasst wird, um die eigene Geschlechtsidentität entsprechend nach aussen zu porträtieren.

Die männliche Geschlechtsidentität ist hierbei, genau wie die weibliche, bestimmten Erwartungen unterworfen, an der gemessen wird, ob Männlichkeit den gesellschaftlichen Vorstellungen entsprechend gelebt wird, wobei unterschiedliche Kulturen auch unterschiedliche Männlichkeitskonstruktionen hervorbringen. Die westlichen Männlichkeitskonstruktionen wurden dabei stark vom Industriekapitalismus beeinflusst, wobei die Erwerbsarbeit und dementsprechend die materielle Versorgung der Familie als männlich galten. Allerdings hat das Bild des Mannes als Ernährer der Familie inzwischen meist ausgedient. Struktureller Wandel in der Erwerbsarbeit und der Familienformen sowie die Emanzipation des weiblichen Geschlechts sorgten dafür, dass Männlichkeit nicht mehr über Materialismus definiert werden konnte. Dennoch hält sich diese Dominanzvorstellung noch immer. Gepaart mit den Vorstellungen, dass Männer eben stärker und härter seien und ihre Gefühle und Schwäche nicht zeigen sollten, hält sich das tradierte Männlichkeitsideal bis heute. Allerdings eckt genau dieses immer häufiger an, denn von Männern wird nun plötzlich auch erwartet, dass sie fürsorglich und sensibel sein, sich im Familienleben engagieren und auch ihre weiche Seite zeigen sollen. Diese ambivalenten Anforderungen sorgen dafür, dass viele Jungen mit Unsicherheit bezüglich ihrer männlichen Identität konfrontiert sind. Gerade weil die hegemoniale Männlichkeit noch immer wirksam ist und daher auch Männer untereinander dazu anhält, sich gegenseitig zu übertrumpfen und dieses veraltete Männlichkeitsbild anzustreben, geraten besonders diejenigen Jungen und Männer unter Druck, die diesem Ideal nicht gerecht werden können. Dies zieht vielerlei Probleme nach sich. Einerseits könnte der gesellschaftliche Erwartungsdruck ein Grund dafür sein, dass Jungen und Männer häufiger Risikoverhalten zeigen, zu Alkohol oder Drogen greifen oder im schlimmsten Fall Suizid begehen. Andererseits kann dieser auch eine Form der Überkompensation hervorbringen. Indem also verstärkt aggressives Verhalten gezeigt sowie Gewalt angewendet wird und Grenzen überschritten werden, wird versucht, die eigene Männlichkeit zu sichern.

Kürzer gefasst lässt sich Männlichkeit also, genau wie Geschlecht, als ein gesellschaftliches Konstrukt verstehen, welches mittels eines unklar definierten und unbewusst vermittelten Verhaltenskodex Männer dazu anhält, sich den gesellschaftlichen Vorstellungen entsprechend zu geben. Männlichkeit ist dabei ein komplexes Gebilde, das sowohl aus veralteten Vorstellungen sowie neueren Erwartungshaltungen konstruiert wird. Dem Ganzen gerecht zu werden, ist eine enorme Aufgabe, der sich Jungen und Männer stellen müssen, ob sie wollen oder nicht. Besonders im Jugendalter ist diese Aufgabe sehr herausfordernd, da die Jugendlichen ohnehin mit vielfältigen Veränderungsprozessen konfrontiert sind. Welche spezifischen Aufgaben das Lebensalter Jugend, insbesondere in Bezug auf Geschlecht, für die Jugendlichen bereithält, soll im nächsten Teil dieser Arbeit näher betrachtet werden.

3. Lebensalter Jugend

Diese Arbeit fokussiert in ihrem Praxisbezug zur Offenen Jugendarbeit auf die Zielgruppe der Jugendlichen. Um daher einerseits die Relevanz der Offenen Jugendarbeit für die Thematik Geschlecht erfassen und verstehen, sowie andererseits die Bedeutung von Geschlecht für diese Zielgruppe analysieren zu können, gilt es zuerst das Lebensalter Jugend mit seinen spezifischen Sozialisations- und Entwicklungsaufgaben zu betrachten. Dies soll nun im nachfolgenden Kapitel geschehen. In einem nächsten Schritt wird zudem das Thema Geschlecht mit Fokus auf das Lebensalter Jugend näher betrachtet sowie der Frage nachgegangen, welche Bedeutung diese Phase für die Konstruktion von Männlichkeit hat.

3.1. Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

Das Jugendalter bringt eine Vielzahl an Veränderungen mit sich, welche für die Jugendlichen eine Reihe von Entwicklungsaufgaben bereithalten. Hurrelmann und Quenzel bedienen sich bei der Auseinandersetzung mit der Lebensphase Jugend und deren spezifischen Entwicklungsaufgaben an sozialisationstheoretischen Überlegungen. Sie verstehen die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen also als eine Auseinandersetzung mit den eigenen angeborenen physischen und psychischen Eigenschaften sowie mit den Anforderungen der Umwelt (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 24). Auch Jungbauer verweist darauf, dass Entwicklungsaufgaben immer aus biologischen, sozialen und individuellen Quellen hergeleitet und somit wandelbar sind. Die Entwicklungsaufgaben der Jugendlichen heute sind daher nicht dieselben wie die ihrer Eltern oder Grosseltern (vgl. Jungbauer 2017: 186). Somit sind Jugendliche nicht nur mit ihren eigenen Persönlichkeitsveränderungen konfrontiert, sondern setzen sich zeitgleich auch mit ihrer sozialen Umwelt auseinander. Nach Hurrelmann und Quenzel nehmen Entwicklungsaufgaben immer einen Bezug auf gesellschaftliche Normen und Rollenvorschriften. Dies bedeutet, dass die unterschiedlichen Sozialinstanzen wie Schule, Familie und Freunde darüber urteilen, welches Verhalten und welche persönlichen Veränderungen im entsprechenden Altersabschnitt des Lebens angemessen sind. Aufgrund des gesellschaftlichen Wandels sind die Erwartungen offener und interpretationsfähiger geworden. Sie existieren aber immer noch weiter (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 24f). Dies verweist auch auf die Komplexität, welche die jeweiligen Entwicklungsaufgaben für die Jugendlichen mitbringen. Denn einerseits sind sie gesellschaftlichen Erwartungen sowie denen ihres sozialen Umfeldes unterstellt, andererseits sind sie mit ihren eigenen Vorstellungen konfrontiert. Nicht immer ist es möglich, allen Parteien gerecht zu werden. Diesen Balanceakt zu halten, stellt eine grosse Herausforderung dar.

Hurrelmann und Quenzel verweisen auf die Relevanz der zwei Dimensionen der Entwicklungsaufgaben. Einerseits befähigt die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben auf der individuellen Ebene die Jugendlichen zum Aufbau einer eigenen Persönlichkeitsstruktur. Die Bewältigung auf der gesellschaftlichen Ebene hingegen ermöglicht den Jugendlichen die soziale Integration. Zu den Aufgaben der individuellen Dimension zählen die Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz, die Ausbildung einer Körper- und Geschlechtsidentität, die Entwicklung der Bindungsfähigkeit und Entlastungsstrategien sowie die Ausbildung eines persönlichen Werte- und Normensystems (vgl. ebd.: 25f). Für diese Arbeit ist besonders die Entwicklung der Körper- und Geschlechtsidentität relevant, welche von Hurrelmann und Quenzel wie folgt definiert wird:

«Ziel ist das Akzeptieren und aktive Begleiten der sich verändernden körperlichen und psychischen Befindlichkeit und Konstitution, auch im Fall einer etwaigen Beeinträchtigung oder Behinderung, die Auseinandersetzung mit den sexuellen Bedürfnissen, der Aufbau einer geschlechtlichen Identität, die emotionale Ablösung von den Eltern und der Aufbau einer je nach Veranlagung heterosexuellen oder homosexuellen Paar- und Partnerbeziehung, die persönlichen Wunschvorstellungen entspricht.» (Hurrelmann/Quenzel 2016: 26)

Auf der gesellschaftlichen Dimension wird hingegen die Kompetenz der Berufstätigkeit, die Kompetenz der Familiengründung sowie die Fähigkeit zur wirtschaftlichen und politischen gesellschaftlichen Teilnahme erwartet (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 26f).

Jungbauer unterteilt die Entwicklungsaufgaben hingegen in drei Bereiche. **Die biologisch bedingten Entwicklungsaufgaben** umfassen primär den Umgang mit den eigenen körperlichen Veränderungen in der Pubertät. Jugendliche müssen daher lernen, mit ihren neuen körperlichen und sexuellen Bedürfnissen umzugehen sowie eine gefestigte Geschlechtsidentität aufbauen. **Die sozial bedingten Entwicklungsaufgaben** verlangen einen Umgang mit sozialen Erwartungen und Normen, mit denen Jugendliche konfrontiert sind. Diese sind einerseits im persönlichen Umfeld wie Familie und Schule anzutreffen, wo mehrheitlich die erfolgreiche Bewältigung der Ausbildung sowie die Ablösung vom Elternhaus erwartet wird. Aber gleichzeitig sind Jugendliche auch mit unterschiedlichsten Sozialnormen aus dem Umfeld der Peer-Group konfrontiert. Soziale Entwicklungsaufgaben sind dementsprechend vielfältig und stehen teilweise auch im Widerspruch zueinander. Jungbauer benennt zudem **individuell bedingte Entwicklungsaufgaben**. Von Jugendlichen wird gefordert, ihren eigenen Weg zu finden sowie zu entscheiden, nach welchen Werten sie leben und welche Ziele sie sich setzen möchten. Daher kann die Identitätsentwicklung als zentrale Entwicklungsaufgabe betrachtet werden (vgl. Jungbauer 2017: 186f).

Generell zeigt sich also, dass die Entwicklungsaufgaben im Jugendalter äusserst vielfältig sind und aus unterschiedlichsten Ebenen an die Jugendlichen herangetragen werden. Deren Bewältigung sowie der Umgang mit Widersprüchen stellt dabei eine wesentliche Herausforderung dar. Hurrelmann und Quenzel verweisen darauf, dass es für das Gelingen der jugendlichen Sozialisation und für eine erfolgreiche Bewältigung der Entwicklungsaufgaben nicht nur darauf ankommt, wie gut die einzelnen Sozialinstanzen funktionieren, sondern vor allem auch, wie gut sie miteinander harmonieren (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016.: 30). Insofern spielen also die Ausgangsbedingungen eine zentrale Rolle dabei, welches Ergebnis bei der Bewältigung einer Entwicklungsaufgabe erreicht wird.

Hurrelmann und Quenzel halten zudem fest, dass jede Entwicklungsaufgabe sich aus einer grossen Anzahl von Einzelanforderungen zusammensetzt, welche es ebenfalls zu beachten gilt. In der aktuell individualistischen Gesellschaft gibt es keine festen Vorgaben, wie eine Entwicklungsaufgabe bewältigt werden muss. Aber für das Ergebnis hingegen schon. Egal ob Schulabschluss, Partnerschaft oder soziales Engagement, jedes Ergebnis wird nach dem erreichten Bewältigungsgrad bewertet. Umso beeindruckender ist es, dass rund 80% der Jugendlichen ihre Entwicklungsaufgaben erfolgreich bewältigen können (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 222f). Dennoch gibt es auch Entwicklungsaufgaben, besonders bei kritischen Lebensereignissen, welche die Unterstützung des sozialen Umfeldes erfordern. Nach Hurrelmann und Quenzel gewinnen demnach soziale Ressourcen zunehmend an Bedeutung. Besonders bei Problemen, welche die Jugendlichen nicht durch ihr eigenes Handeln beeinflussen können, sind Jugendliche auf ein stabiles Sozialsystem angewiesen, auf das sie zurückgreifen können (vgl. ebd.: 226). Allerdings müssen die Jugendlichen auch lernen, mit Rückschlägen umzugehen, um Bewältigungskompetenz aufbauen zu können und so die Fähigkeit zu erlangen, Situationen flexibel neu bewerten und sich umorientieren zu können. Misserfolge bei der Bewältigung einer Entwicklungsaufgabe wirken sich negativ auf das Selbstwirksamkeitserleben der Jugendlichen aus. Daher sind Bezugspersonen, die im rechten Moment unterstützend eingreifen können, umso wichtiger (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2016: 227f.). Die sozialen Ressourcen müssen demnach im richtigen Moment aktiviert werden können.

Es zeigt sich also, dass die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben eine sehr komplexe Herausforderung darstellt und dass soziale Netzwerke dabei eine wichtige Rolle spielen, um die Jugendlichen in dieser Phase angemessen unterstützen zu können. Hierbei gilt es jedoch auch Raum für Rückschläge zu lassen, da diese eine abhärtende Erfahrung ermöglichen. Wie sich herausgestellt hat, kann die Identitätsentwicklung als eine der zentralsten Entwicklungsaufgaben verstanden werden. Daher soll diese im nachfolgenden Unterkapitel noch einmal genauer betrachtet werden.

3.2. Identitätsentwicklung im Jugendalter

Nach Jungbauer gilt es, wenn von der Identitätsentwicklung im Jugendalter gesprochen wird, insbesondere den gesellschaftlichen Kontext zu beachten, in dem sich Jugendliche bewegen. Soziale und kulturelle Rahmenbedingungen beeinflussen das Aufwachsen und die Entwicklung von Jugendlichen stark. In der heutigen Zeit ist die Gesellschaft primär durch Schlagworte wie Pluralisierung, Individualisierung und Globalisierung geprägt. Einerseits ist also die Vielfalt an möglichen Lebensentwürfen enorm gestiegen, was die Welt aber auch komplexer macht. Gleichzeitig haben die Lockerungen der sozialen und kulturellen Bedingungen die Möglichkeit geschaffen, ein eigenes Leben nach individuellen Vorstellungen und Bedürfnissen zu gestalten. Doch damit ist auch ein erhöhter Erwartungsdruck verbunden, mit dieser Freiheit etwas Positives anzufangen. Und zu guter Letzt stieg die globale Vernetzung in den letzten Jahren enorm an. Die Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten sind – vor allem durch das Internet – schier grenzenlos. Doch die Geschwindigkeit, mit der sich technologischer Fortschritt voran bewegt, erfordert, dass Jugendliche sich innert kürzester Zeit neu orientieren können (vgl. Jungbauer 2017: 185f). Insofern lässt sich sagen, dass die Identitätsentwicklung von Jugendlichen heute zwar auf der einen Seite freier vollziehen lässt, da augenscheinlich alle Möglichkeiten offenstehen. Gerade diese Freiheit bzw. der fehlende Orientierungsrahmen sind dabei aber auch die grösste Herausforderung. Das eigene Selbst zu finden und auszubilden, wenn praktisch keine Anhaltspunkte gegeben sind, ist zweifellos schwierig. Insbesondere dann, wenn durch die Digitalisierung Jugendliche mit vielerlei idealisierten Lebensentwürfen konfrontiert sind, die für die meisten jedoch unerreichbar sind.

«Der Sozialisationsprozess im Jugendalter läuft dann störungsfrei ab, wenn Jugendliche es schaffen, die vielfältigen Entwicklungsaufgaben zu bewältigen und damit die Anforderungen der persönlichen Individuation und der sozialen Integration miteinander zu verbinden und eine Ich-Identität aufzubauen. Jugendliche stehen vor der Herausforderung, die schnelle Veränderung von Körpermerkmalen, Gefühlslagen, Denkweisen und Antriebsenergien zu verarbeiten und zugleich soziale Erwartungen und Anforderungen nachzukommen. Gelingt ihnen das nicht oder nur unzureichend ergeben sich also Probleme bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben, dann der weitere Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung beeinträchtigt werden.» (Hurrelmann/Quenzel 2016: 221)

Eine der vorgängig formulierten Entwicklungsaufgaben, die stark mit der Identitätsausbildung zusammenhängt, ist die Ausbildung einer gefestigten Geschlechtsidentität. Nachfolgend soll daher die Relevanz von Geschlecht für Jugendliche dargestellt werden.

3.3. Jugend, Geschlecht und Sexualität

In der Lebensphase der Adoleszenz findet für Jugendliche eine Vergeschlechtlichung ihrer sozialen Rollen statt. Gleichzeitig befinden sich Jugendliche in einer Phase der psychischen und physischen Veränderung, die je individuell verarbeitet und angeeignet werden müssen. Insofern kann die Adoleszenz als eine Phase verstanden werden, in der Geschlecht massgeblich hergestellt wird (vgl. King 2011: 22f). Das Geschlecht entwickelt sich hierbei zu einer eigenen Zugehörigkeitskategorie und gewinnt somit an Relevanz. Damit gehen aber auch diffuse Anforderungen einher, die Jugendliche verstehen und in ihre eigene Identität integrieren müssen (vgl. Bütow 2011: 214). Dies gilt selbstverständlich für Mädchen wie auch Jungen. Um aber die für diese Arbeit relevanten Besonderheiten der männlichen Adoleszenz näher zu betrachten, gilt es die spezifischen Herausforderungen, die vorherrschende Männlichkeitsvorstellungen an Jugendliche herantragen, näher zu betrachten. Meuser verweist darauf, dass Männlichkeit oft mit kompetitivem Handeln einhergeht. Besonders in der Adoleszenz zeigt sich, dass Männlichkeit immer aufs Neue unter Beweis gestellt werden muss. Sie ist also unsicher und brüchig und bedarf daher regelmässiger Erneuerung. Dies geschieht beispielsweise durch den Versuch junger Männer, sich gegenseitig zu übertreffen und so Rangordnungen herzustellen und zu verteidigen. Oder aber auch in Beleidigungsritualen und Statuskämpfen (vgl. Meuser 2011a: 277f). Jösting beschäftigte sich im Rahmen einer Forschungsarbeit mit Konstruktionsmitteln- und -orten von Männlichkeit im Jugendalter. Der Fokus lag dabei auf den Themen Sport und Technik, die laut Jösting als «exklusive Orte der Darstellung und Herstellung von Männlichkeit und männlicher Dominanz» gelten (vgl. Jösting 2008: 49). Sowohl Sport als auch Technik bilden dabei institutionelle Settings, was den Jungen aber in der Regel nicht bewusst ist. Sie spielen Fussball oder Videospiele, weil es ihnen Spass macht. Gleichzeitig werden so aber auch Relevanzstrukturen hegemonialer Männlichkeit reproduziert. Einerseits durch den Ausschluss oder die Unterordnung von Frauen und andererseits durch die Wettbewerbsstruktur unter Männern sowie die körperreflexive Praxis (vgl. ebd.: 50). Jösting beschreibt die gemeinsame Aktivität daher als wesentliches Konstruktionsmittel von Männlichkeit. Dabei dienen Sport und Technik einerseits der Selbstpräsentation und zur Stärkung einer männlichen Identität. Gleichzeitig wird so die Erhaltung homosozialer Räume gesichert und reproduziert. Allerdings kritisiert Jösting, dass die Reduktion auf spezifische und eben auch geschlechtsbezogene soziale Dimensionen auch einen Verlust an Spielräumen zur eigenen Identitätsausbildung mit sich bringt. Um die gesellschaftliche Forderung nach einer Veränderung der männlichen Identität überhaupt möglich zu machen, wären diese Spielräume hingegen essenziell (vgl. ebd.: 56ff). Somit zeigt sich erneut eine grundlegende Problematik. Einerseits sind homosoziale Räume ein wichtiger Bezugspunkt für beide Geschlechter, andererseits sind die damit verbundenen engen Strukturen hemmend für das Explorationsverhalten. Zudem zeigt sich also,

dass männliche Jugendliche stetig gezwungen sind, ihre eigene Geschlechtsidentität immer wieder unter Beweis zu stellen. Besonders in der brüchigen Phase der Pubertät, in der die Selbstfindung noch viel zentraler wird, stellt dies eine grosse Herausforderung dar.

Nach Jungbauer bezeichnet die Pubertät eine prägende Phase im Leben von Jugendlichen zwischen dem zwölften und dem achtzehnten Lebensjahr. Tatsächlich ist dies jedoch nur ein Durchschnittswert. Beginn und Dauer der Pubertät sind dabei sehr individuell. Mit ihr gehen unterschiedlichste körperliche Veränderungen einher, die eine direkte Auswirkung auf die emotionale Befindlichkeit der Jugendlichen haben. Zu den wichtigsten körperlichen Veränderungen zählen der Wachstumsschub, die Veränderung der Statur, Zunahme von Kraft und Ausdauer, die Entwicklung der Geschlechtsorgane sowie die Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale. Diese extreme körperliche Veränderung innert so kurzer Zeit bringt für viele Jugendliche Verunsicherungen mit sich. Daher gilt die Akzeptanz des eigenen veränderten Körpers als eine zentrale Entwicklungsaufgabe im Jugendalter (vgl. Jungbauer 2017: 172f). Das Erleben der Pubertät wird jedoch nicht allein durch biologische Faktoren beeinflusst. Auch das soziale Umfeld sowie sozial-kulturelle Einflüsse und die Medien wirken hierbei mit. Insbesondere die Peer-Group gewinnt in diesem Lebensabschnitt an Relevanz. Einerseits bringt der Austausch mit Gleichaltrigen die Möglichkeit mit sich, herauszufinden, was im Umgang mit dem Körper sowie der eigenen (sexuellen) Bedürfnisse als normal oder eben unpassend gilt. Andererseits kann die Gruppe auch zu einer Überforderung führen, wenn Jugendliche den Erwartungen der Peer-Group nicht gerecht werden. Verstärkt haben auch Medien und Gesellschaft einen Einfluss auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers und der eigenen Sexualität (vgl. Jungbauer 2017: 174f). In den letzten Jahren hat das Internet zunehmend an Bedeutung gewonnen. Vor allem Jugendliche in der Pubertät nutzen dieses Medium vermehrt, um sich über intimere Themen kundig zu machen. Im Zusammenhang damit hat auch der Konsum von pornographischen Inhalten von Jugendlichen zugenommen. Dabei stellt sich die Frage, ob Internet-Pornografie ein Entwicklungsrisiko für Jugendliche darstellen kann. Es lässt sich zwar nicht per se sagen, dass der Konsum von pornographischen Materialien sich negativ auf die jugendliche Entwicklung auswirkt. Allerdings gibt es dennoch einige Risikofaktoren. So können sich Pornos negativ auf das Männer- und Frauenbild von Jugendlichen auswirken und es besteht die Gefahr von unrealistischen Erwartungen und Vorstellungen über Partnerbeziehungen (vgl. Jungbauer 2017: 175f). Gerade in Bezug auf die Thematik dieser Arbeit ist dies ein interessanter Faktor. Demnach wird Jugendlichen über Medien ein stereotypes Rollenbild vermittelt, welches nicht zwingend mit der Realität vereinbar ist. Dabei ist fraglich, ob den Jugendlichen eine erfolgreiche Trennung zwischen der medialen und der realen Welt gelingt.

Im Grossen und Ganzen lässt sich sagen, dass in der Phase der Pubertät die Bedeutung intimer Kontakte für Jugendliche zunimmt. Nach Jösting bieten insbesondere geschlechtshomogene

Freundschaften Jugendlichen die Chance, kollektive Standards für die Entwicklung der Geschlechtsidentität zu setzen und auszuprobieren. Diese Freundschaften ermöglichen also die interaktive Erarbeitung der Selbstpräsentation (vgl. Jösting 2008: 45). Allerdings lassen sich auch in Bezug auf Sexualität und Partnerschaft sehr deutliche geschlechtsspezifische Rollenerwartungen erkennen. Nach Jungbauer wird von Jungen eher eine aktive Rolle erwartet, was auch das Ergreifen der Initiative beinhaltet. Währenddessen haben Mädchen oft einen passiveren Part inne. Sexualität hat bei männlichen Jugendlichen meist auch eine positivere Bedeutung, unabhängig von einer festen Paarbeziehung, und daher gilt die Angst einer mangelnden sexuellen Leistungsfähigkeit auch als typisch männlich (vgl. Jungbauer 2017: 178). Sexualität, geschlechtliche Identität sowie Selbstrepräsentation hängen also besonders im Jugendalter sehr stark zusammen. Der Kontakt und Austausch mit Gleichaltrigen bieten hierbei einerseits eine Möglichkeit zur Absicherung. Allerdings können Abweichungen von der Norm für Jugendliche auch grosse Schwierigkeiten mit sich bringen. Nicht umsonst gilt daher die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper und der eigenen Identität als wichtige Entwicklungsaufgabe.

3.4. Welche Bedeutung hat das Jugendalter für die Konstruktion von Männlichkeit?

Nach Böhnisch spielt bei der Ausbildung einer geschlechtlichen Identität vor allem die Prägung in der frühen Kindheit eine Rolle. Es sind verdeckte Lernprozesse, welche die Konstruktion von Männlichkeit oder Weiblichkeit initiieren. Mit unterschiedlichen entwicklungspsychologischen Konzepten wie beispielsweise der Bindungstheorie oder dem Lernen am Modell können diese Prägungen erklärt werden (vgl. Böhnisch 2015: 44). Insbesondere das Lernen am Modell ist in Bezug auf die Geschlechterthematik besonders interessant. Nach Böhnisch handelt es sich dabei nämlich um Identifikationslernen. Das bedeutet, dass Jungen das Verhalten ihres Vaters oder anderer erwachsener Männer beobachten und in sich selbst integrieren. Was das Kind sich dabei genau anschaut, ist nicht steuerbar, da Kinder anders empfinden und somit bestimmten Verhaltensweisen eine andere Relevanz zuschreiben als Erwachsene. Dieser Aneignungsprozess nennt sich männlicher Habitus. Der männliche Habitus umfasst dabei das Spannungsfeld all dessen, was der Junge von seinen Erlebnissen und Erfahrungen als richtig oder falsch empfindet (vgl. ebd.: 46).

Die Übernahme von vorgelebten Verhaltensweisen spielt also bei der Ausbildung einer eigenen geschlechtlichen Identität schon im Kindheitsalter eine zentrale Rolle. Im Jugendalter gewinnt dies noch einmal mehr an Bedeutung. Wie bereits festgehalten, ist die Peer-Group für Jugendliche eine der zentralsten Sozialinstanzen, wenn es darum geht, eine Ich-Identität auszubilden. Nach Böhnisch ist die männliche Peer-Group besonders dann wichtig, wenn Selbstwert und Anerkennung der

Gruppenmitglieder ausserhalb der Gruppe niedrig sind. Dann nämlich wird das Wir-Gefühl der Gruppe in einer Form von inszenierter Männlichkeit begründet. Allerdings kann sich daraus schnell eine zwanghafte Gruppendynamik bilden, die das Selbstbild der einzelnen Mitglieder erdrückt. Dies, so Böhnisch, ist auch ein Grund dafür, dass Jugendliche innerhalb solcher Gruppen Dinge tun, die sie sonst nicht tun würden. Gerade in hierarchisierten Gruppen wird der innere Zusammenhalt durch die Abwertung anderer gestärkt. Es bringt also eine aggressive Männlichkeit hervor (vgl. Böhnisch 2015: 47).

Das Jugendalter ist demnach für die Konstruktion von Männlichkeit insofern bedeutungsvoll, als dass die Jugendlichen sich in einem persönlichen Umbruch befinden. Sie suchen Halt und Orientierung und dies meist bei Gleichaltrigen. Sie orientieren sich also verstärkt nach aussen. Gerade die Unsicherheiten in Bezug auf das eigene Selbst und die eigene Männlichkeit fördern jedoch Dynamiken, die eine Überkompensation zur Folge haben. Statt ihre eigene Form von Männlichkeit zu entdecken, übernehmen viele Jugendliche das vorgelebte Ideal der Peer-Group, welches wiederum durch frühkindliche Prägung sowie gesellschaftlichen und medialen Vorbildern geschaffen wird. Insbesondere die steigende Relevanz der Sexualität hat einen prägenden Einfluss auf das Männer- und Frauenbild von Jugendlichen und somit auch indirekt auf das Selbstbild und die Selbstpräsentation. Denn einerseits herrschen auch hier noch patriarchale Strukturen, beispielsweise in der gängigen Annahme, dass Jungen bei der Partnersuche den aktiven Part übernehmen. Aber auch Medien porträtieren häufig ein klassisches Rollenbild. Hierbei spielen insbesondere pornographische Inhalte eine zentrale Rolle. Obwohl also ein generelles gesellschaftliches Umdenken bezüglich der Geschlechterrollen stattgefunden hat und noch immer stattfindet, gibt es unzählige Faktoren, die veraltete Strukturen reproduzieren.

Dies zeigt sich auch im Alltag der Offenen Jugendarbeit sehr häufig. Daher soll im nächsten Kapitel das Arbeitsfeld Jugendarbeit näher betrachtet und insbesondere die Aufgaben in Bezug auf Geschlechterthematiken angeschaut werden.

4. Offene Jugendarbeit in der Schweiz

Im nachfolgenden Kapitel soll die Offene Jugendarbeit als Praxisfeld der Sozialen Arbeit vorgestellt werden. Es werden sowohl die Aufgaben und Angebote als auch die Arbeitsprinzipien der Offenen Jugendarbeit thematisiert. Weiter sollen die gesetzlichen Grundlagen sowie der Aufbau und die Finanzierung der Offenen Jugendarbeit in der Schweiz skizziert werden. Zuletzt legt sich der Fokus auf die geschlechtsspezifische Jugendarbeit insbesondere auf die Jungenarbeit.

4.1. Historische Entwicklung

Bis Anfang der 60er-Jahre gab es in der Schweiz mehrheitlich die in den Jugendverbänden geleistete bündische Jugendarbeit. Jugendverbände waren oftmals durch politische oder weltanschauliche Ausrichtungen geprägt und in der Regel von Kirchen, Gewerkschaften und Parteien abhängig oder wurden durch Erwachsene geleitet. Diese Form der Jugendarbeit wurde meist ehrenamtlich geleistet. Erst in den 60er-Jahren verliessen die Jugendlichen zunehmend die Jugendverbände und schlossen sich stattdessen zu eigenen Gruppen zusammen, in denen sie eigene Verhaltensweisen entwickelten und dadurch auch Ansprüche an die Gesellschaft stellten. Durch die verstärkten gesellschaftlichen Veränderungen rund um 1968 entstand die heutige Offene Jugendarbeit (vgl. DOJ 2005: 3). Die Offene Jugendarbeit in der Schweiz ist demnach eine sehr junge Profession, die auf nur gerade rund 50 Jahre Berufsgeschichte zurückblicken kann. Dennoch hat sich in dieser kurzen Zeit bereits viel getan. Der Dachverband Offene Jugendarbeit hält in einem Artikel die Hauptgründe für die strukturellen Veränderungen in der Jugendarbeit von einer ehrenamtlichen Tätigkeit hin zu einem bezahlten Beruf fest. Einerseits waren die zeitlichen und inhaltlichen Herausforderungen für Ehrenamtliche kaum zu bewältigen. Andererseits stiegen die Anforderungen an Jugendarbeitende stetig, da ein Bruch des Konsenses über richtige Erziehungs- und Verhaltensweisen passierte. Zudem vervielfältigten sich die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, wodurch die Aufgaben für Ehrenamtliche immer komplexer wurden (vgl. ebd.: 3). Zwischen 1970 und 1980 kam es zu einigen entscheidenden Entwicklungen. Anfang der 70er-Jahre taten sich Angestellte der Zürcher Freizeit- und Gemeinschaftszentren zusammen, um eine Lösung für das Problem der fehlenden Ausbildung zu finden. In Zusammenarbeit mit dem Institut für angewandte Psychologie konnte 1975 erstmals ein Grundkurs Animator durchgeführt werden. Nur zwei Jahre später bot die Akademie für Erwachsenenbildung in Luzern eine «Jugendarbeiter-Ausbildung» an. Zusammen mit den neu entstandenen Ausbildungsgängen wurden fachliche Anforderungen und Standards formuliert, die sich allerdings je nach Ausbildungsgang noch immer stark unterschieden (vgl. DOJ 2005: 4). Im Zeitraum von 1980 bis 1995 gelang es den beiden Ausbildungsgängen in Zürich und Luzern, eine gemeinsame Linie zu finden. Die theoretische Basis

bildete nun die soziokulturelle Animation, eine Angleichung der Rahmenbedingungen fand statt. Ein Zusammenschluss mit den Ausbildungen in soziokultureller Animation in der Romandie – wo sich bereits seit den 60er-Jahren ein solches Angebot entwickelte – förderte zudem die Festigung der Ausbildung und den Anschluss an den tertiären Bildungsbereich. Aber auch die Verschiebung der Trägerschaften von ehrenamtlichen Vereinen hin zu den Gemeinden und anderen öffentlich-rechtlichen Körperschaften, führte zu Veränderungsprozessen besonders bezüglich der Anforderungen an die Überprüfbarkeit der Arbeit (vgl. ebd.: 5).

Ab Mitte der 90er-Jahre kam es jedoch zu widersprüchlichen Entwicklungen. Einerseits entstanden immer mehr Stellen in der Offenen Jugendarbeit, wodurch die Voraussetzungen für einen Beruf gegeben waren. Allerdings waren die Stellenbezeichnungen noch immer unterschiedlich, es hatte sich noch keine einheitliche Berufsbezeichnung durchgesetzt. Dennoch gewann die Arbeit zunehmend gesellschaftliche Anerkennung, und die soziokulturelle Animation setzte sich als wichtige theoretische Grundlage für die Offene Jugendarbeit durch. All diese Faktoren trugen zur Entstehung einer sehr heterogenen Situation bei, in der sich die Profis der Offenen Jugendarbeit auch heute noch bewegen. Allerdings lässt sich inzwischen auch eine Professionalisierung des Feldes erkennen. So beispielsweise durch die Schaffung neuer grosser Träger in Bern und Zürich, Anpassungen der Formen der Geschäftsführung und dem klareren Einsatz von Leitungspersonen (vgl. DOJ 2005: 4-6). Es kann zudem davon ausgegangen werden, dass vielerorts die Gemeinden den Wert der Offenen Jugendarbeit erkannten und daher auch immer neue Angebote geschaffen werden.

4.2. Aufgaben und Ziele der Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Der Dachverband Offene Jugendarbeit beschreibt die Offene Kinder- und Jugendarbeit als einen «Teilbereich der professionellen Sozialen Arbeit mit einem sozialpolitischen, pädagogischen und soziokulturellen Auftrag.» (vgl. DOJ 2018: 3) Die Offene Kinder- und Jugendarbeit begleitet und unterstützt Kinder sowie Jugendliche im Bereich der ausserschulischen Bildung mittels Beziehungsarbeit. Die Angebote sollen den Kindern und Jugendlichen Freiräume bieten, in denen sie sich von der Erwachsenenwelt abgrenzen und frei entwickeln können. Die soziale, kulturelle und politische Integration der Kinder und Jugendlichen ins Gemeinwesen ist ebenso Aufgabe der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Sie agiert sowohl auf der individuellen als auch auf der strukturellen Ebene. Dies bedeutet, dass die Offene Kinder- und Jugendarbeit anerkennt, dass Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene frei über ihren individuellen Lebensentwurf entscheiden und ihnen die dafür benötigten Freiräume zur Verfügung stellt (vgl. ebd.: 3).

4.2.1. Grund- und Arbeitsprinzipien

Der Dachverband Offene Jugendarbeit benennt mehrere Grundprinzipien für die offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, von denen einige hier kurz vorgestellt und erläutert werden (vgl. DOJ 2018: 5):

Das Prinzip der Offenheit wird hier mit Vielfalt gleichgestellt. Es berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenslagen der Jugendlichen und orientiert sich daher an ihren Bedürfnissen. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit verhält sich konfessionell und parteipolitisch neutral.

Das Prinzip der Freiwilligkeit sieht vor, dass alle Angebote der Offenen Kinder- und Jugendarbeit freiwillig ausgestaltet sind. Damit soll die Selbstbestimmung der Jugendlichen unterstützt werden. Freiwilligkeit ist zudem Grundvoraussetzung, damit echte Partizipation stattfinden kann. Denn erzwungene Teilnahme ist zwar möglich, entspricht aber nicht dem Grundgedanken echter Partizipation.

Das Prinzip der Niederschwelligkeit stellt den Anspruch, dass für alle Kinder und Jugendliche ein einfacher und freier Zugang zu den Angeboten der Offenen Kinder- und Jugendarbeit möglich sein soll.

Das Prinzip der Partizipation beschreibt die Haltung, welche die Fachpersonen im Kontakt mit Jugendlichen vertreten. Dies umfasst unter anderem die aktive Beteiligung der Jugendlichen sowie deren Mitbestimmungsrecht innerhalb der Einrichtung, aber auch auf Gemeindeebene. Daher ergibt sich für die Offene Kinder- und Jugendarbeit ein sozialpolitischer Auftrag, welcher vorsieht, dass Kindern und Jugendlichen die gesellschaftspolitische Teilhabe ermöglicht werden soll.

Zusätzlich formulierte der Dachverband sechs Arbeitsprinzipien, welche ergänzend wirken sollen. So ist die Offene Kinder- und Jugendarbeit ressourcenorientiert, um Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, ihre eigenen individuellen Stärken kennenzulernen und Selbstwirksamkeit zu erfahren. Sie orientiert sich zudem an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen, was voraussetzt, dass regelmässig die Anliegen und Interessen der Zielgruppe erkundet werden müssen. Der reflektierte Umgang mit kulturellen Identifikationen ist ebenfalls ein Arbeitsprinzip der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und meint, dass ein Bewusstsein dafür vorhanden ist, dass die Identität der Kinder und Jugendlichen durch unterschiedliche ethnische, religiöse und politische Faktoren beeinflusst wird. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit begegnet diesen vorurteilsfrei. Zentral für die Offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist die professionelle Beziehungsarbeit. Eine gelungene Beziehung ist Grundvoraussetzung für erfolgreiche Kinder- und Jugendarbeit. Grenzüberschreitungen sollen dabei

nicht zum Beziehungsabbruch führen, sondern werden in einer angemessenen Weise bearbeitet, um die Grundlage für neue Handlungsoptionen und eine persönliche Weiterentwicklung zu bieten. Und zuletzt gilt ein geschlechterreflektierter Umgang in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Die Fachpersonen sind sich demnach bewusst, dass Mädchen und Jungen mit geschlechtsspezifischen Erwartungen konfrontiert sind und sollen daher unterstützend wirken, indem die Auseinandersetzung mit Stereotypen angeregt wird. Zudem handelt die Offene Kinder- und Jugendarbeit immer auch im Wissen um sexuelle und geschlechtliche Vielfalt (vgl. DOJ 2018: 6).

4.2.2. Zielgruppe und Nutzungsstrukturen

Aufgrund der wenigen statistischen Daten zu Angeboten der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz ist es schwierig, eine Übersicht über die aktuelle Lage zu bekommen. Allerdings wurden auf kantonaler Ebene erste methodisch gesicherte Bestandesaufnahmen durchgeführt. In der Deutschschweiz betrifft dies den Kanton Aargau und den Kanton Solothurn. Aus diesen Untersuchungen ging hervor, wer die Angebote der Offenen Jugendarbeit wie nutzt. Dabei stellte sich heraus, dass grösstenteils die Altersgruppe der 12- bis 17-Jährigen in Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit anzutreffen ist. Der Anteil der männlichen Nutzer ist dabei erheblich höher als derjenige der weiblichen Nutzerinnen. Zudem nutzen mehrheitlich Jugendliche mit Migrationshintergrund die Angebote (vgl. Gerodetti/Schnurr 2013: 834). Von 2017-2019 führte die Fachhochschule Nordwestschweiz eine erste schweizweite Umfrage zur Offenen Kinder- und Jugendarbeit durch. Befragt wurden 620 Einrichtungen aus allen Sprachregionen. Dabei zeigt sich, dass in den deutschen Sprachgebieten (inkl. Rätoromanisch) mit rund 500 Einrichtungen am meisten Angebote der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zu finden sind. In den französischen Gebieten gibt es knapp 100 Einrichtungen und in den italienischen Sprachgebieten gerade mal 16. Dabei findet sich der grösste Teil der Einrichtungen in städtischen und periurbanen Gebieten. Stand 2018 verfügten 58% aller Schweizer Gemeinden über ein Angebot der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Gerodetti/Fuchs 2019: 2f). Auch zu den Nutzerinnen und Nutzern konnten dank dieser Umfrage statistische Werte erhoben werden. So zeigt sich, dass bei Angeboten für Jugendliche rund 61% der Treffbesucher männlich sind (vgl. ebd.: 3).

4.3. Gesetzliche Grundlagen und Finanzierung

Grundsätzlich ist die Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz stark vom Grundsatz der Subsidiarität und den föderalistischen Strukturen geprägt. Dabei geniessen die Kantone eine grosse Autonomie, was auch dazu führt, dass kantonale grosse Unterschiede herrschen. Allerdings wird davon ausgegangen, dass die konkrete Aufgabe der Jugendförderung jeweils von den Gemeinden übernommen wird. Daher fällt auch die Kompetenz zur Finanzierung sowie der Angebotserweiterung den einzelnen Gemeinden zu (vgl. Gerodetti/Schnurr 2013: 828). Ende der achtziger Jahre wurde das Bundesgesetz über die Förderung der ausserschulischen Jugendarbeit verabschiedet. Dieses regelte die finanzielle Unterstützung des Bundes mittels Jahresfinanzhilfen und projektgebundenen Finanzhilfen. Allerdings fokussierte dieses Gesetz auf die Jugendverbandsarbeit, die Offene Kinder- und Jugendarbeit wurde nicht explizit ausgewiesen. Dies änderte sich 2011 mit der Revision des Bundesgesetzes über die Förderung der ausserschulischen Jugendarbeit – fortan Kinder- und Jugendförderungsgesetz (KJFG) – welches erstmals die Förderung ausdrücklich auf die Offene Kinder- und Jugendarbeit ausweitete. Dementsprechend war nun auch Finanzhilfe für die Offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen vorgesehen (vgl. Gerodetti/Schnurr 2013: 829f). Laut dem Kinder- und Jugendförderungsgesetz kann der Bund private Trägerschaften finanziell unterstützen, sofern diese in der ausserschulischen Arbeit tätig sind, keinen Gewinn anstreben und besonders auf den besonderen Schutz der Unversehrtheit und dem Anspruch auf Förderung von Kindern und Jugendlichen achten (vgl. KJFG 2017: Art. 6).

In der schweizerischen Bundesverfassung ist ebenfalls festgehalten, dass Bund und Kantone im Rahmen ihrer Aufgaben die Förderung von Kindern und Jugendlichen unterstützen (vgl. Bundesverfassung 2020: Art. 67). Auch das Kindes- und Jugendförderungsgesetz sieht vor, dass der Bund einen Beitrag dazu leistet, Kinder und Jugendliche mittels ausserschulischer Aktivitäten zu fördern. Dies soll ihnen ermöglichen, Verantwortung sowohl für die eigene Person als auch die Gemeinschaft zu übernehmen, sowie soziale, kulturelle und politische Integration zu erfahren (vgl. KJFG 2017: Art. 2). Dabei definiert das Kindes- und Jugendförderungsgesetz als Zielgruppe alle in der Schweiz wohnhaften Kinder und Jugendliche bis zur Vollendung des 25. Altersjahrs (vgl. ebd.: Art. 4). Der Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz benennt als zusätzliche rechtliche Grundlagen beispielsweise die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und die UN-Kinderrechtskonvention. Zudem sollen fachliche Grundlagen wie zum Beispiel der Berufskodex von Avenir Social und die Charta Soziokulturelle Animation Orientierungshilfe bieten (vgl. DOJ 2018: 4).

4.4. Offene Jugendarbeit und Geschlecht

Geschlecht hat in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit einen grossen Stellenwert. Teilweise wird bewusst geschlechterorientiert gearbeitet, oftmals spielen aber auch unbewusste Prozesse mit hinein. Dazu gehören Dynamiken und Strukturen, die sich aufgrund der Verteilung von Nutzerinnen und Nutzern ergeben, die persönliche Verstrickung der Fachkräfte sowie Wert- und Normvorstellungen. In den nachfolgenden Unterkapiteln soll der Ansatz der geschlechtsbezogenen Pädagogik in der Offenen Jugendarbeit vorgestellt und deren Relevanz erklärt werden.

4.4.1. Geschlechtsbezogene Pädagogik

Im Alltag der Offenen Jugendarbeit ist ein sensibler Umgang mit Geschlecht unerlässlich, um adäquat und fair mit den Jugendlichen arbeiten zu können. Daher gilt es im Raum der Offenen Jugendarbeit Strukturen zu schaffen, die eine Gleichberechtigung der Geschlechter ermöglichen. Dies bedingt ein hohes Mass an Selbstreflexion bei den Fachkräften, um eigenes klischiertes Denken hinterfragen zu können. Eine bewusste Geschlechterperspektive bei den Jugendarbeitenden ermöglicht diese auch für die Jugendlichen. Dazu benötigt es einerseits auf struktureller Ebene Rahmenbedingungen und Ressourcen, die eine Gleichberechtigung der Geschlechter im Raum der Offenen Jugendarbeit ermöglichen. Andererseits braucht es konkrete methodische Ansätze, mit denen die Geschlechterthematik bearbeitet werden kann (vgl. Maier 2011: 299ff). In der Offenen Kinder- und Jugendarbeit wird daher mit unterschiedlichen konzeptionellen Ansätzen gearbeitet. Zu nennen sind hier beispielsweise die Sozialraumorientierung, Peer Education, Abenteuer- und Erlebnispädagogische Ansätze sowie Subjektorientierung.

Ein weiterer Ansatz ist die geschlechtsbezogene Pädagogik, welche im Rahmen dieser Arbeit näher betrachtet werden soll. Dabei geht es, nach Rauw und Drogand-Strud, jedoch nicht darum, einfach auf die Kategorie Geschlecht Bezug zu nehmen. Vielmehr umfasst geschlechtsbezogene Pädagogik die Analyse von Geschlechterverhältnissen, was sich primär in der Haltung der Jugendarbeitenden zeigt. Dazu gehört auch die Sichtweise, dass Geschlecht nur ein Aspekt ist, unter dem Jugendliche betrachtet werden können. Dafür ist es notwendig, zu wissen, dass Jugendliche nicht geschlechtsneutral aufwachsen, sondern im Laufe ihrer Entwicklung mit bestimmten Anforderungen und Erwartungen bezüglich ihres Geschlechts konfrontiert sind und dadurch beeinflusst werden (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 227). Diese Geschlechterbilder zeichnen das Bild einer zweigeschlechtlichen Wirklichkeit, wodurch der Eindruck entsteht, dass Jungen und Mädchen je eine homogene Gruppe bilden, die genau diejenigen Attribute mitbringt, die die andere Gruppe nicht innehat. Daraus entstehen

Eigenschaftspaare, die den Jugendlichen zugeschrieben werden. Wer aus diesem Normalitätsrahmen herausfällt, läuft in Gefahr, gesellschaftliche Sanktionen zu erfahren (vgl. ebd.: 228).

Besonders für Jugendliche, die sich ohnehin in einem körperlichen und psychischen Veränderungsprozess befinden, gewinnen Zugehörigkeitskategorien wie Geschlecht zunehmend an Bedeutung. Dementsprechend ist es ein wichtiger Auftrag der Offenen Jugendarbeit, mit der Thematik Geschlecht angemessen umzugehen und eben keine Verallgemeinerung aufgrund der geschlechtlichen Zugehörigkeit zu tätigen. Nach Rauw und Drogand-Strud ist das Ziel daher die Begleitung der Jugendlichen in einem selbstbestimmten Weg des Aufwachsens und Erwachsenwerdens. Voraussetzung dafür ist, den Jugendlichen die Möglichkeit zu schaffen, ihre Interessen, Emotionen und Identifikationen bewusst wählen und reflektieren zu können. Dies bedingt, dass Fachkräfte eine unvoreingenommene Haltung einnehmen und keine Vorstellungen von richtig oder falsch vermitteln (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 228). In diesem Sinne kann geschlechtsbezogene Pädagogik als ein Erfahrungsraum innerhalb der Offenen Jugendarbeit verstanden werden, wobei der Ausgangspunkt sich nicht auf das Mädchen- oder Jungen-Sein fokussiert. Stattdessen sind die Perspektiven, Wünsche und Interessen der Jugendlichen zentral. Die Frage lautet demnach nicht: Wer bin ich? Sondern: Was will ich? (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 238).

«In der OKJA kann die Haltung von Gleichheit und Differenz für die Kinder und Jugendlichen *erfahrbar* werden. Die Offene Arbeit kann einen Rahmen und Erlebnisraum zu Verfügung stellen, in dem sich Mädchen, Jungen und alle Anderen erproben können; hier findet sich der Raum für praktische Selbstbestimmung und Möglichkeiten alternativer Gendererfahrungen und offener Lebensperspektiven.» (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 234)

Nach Rauw und Drogand-Strud kann geschlechtsbezogene Pädagogik in vier Settings aufgeteilt werden: Jungenarbeit, Mädchenarbeit, reflexive Koedukation und Crosswork. Die ersten beiden bilden ein jeweils geschlechthomogenes Setting, während die reflexive Koedukation und Crosswork auf gemischtgeschlechtliche Gruppierungen setzen. Welches Setting sinnvoll ist, hängt davon ab, was genau erreicht werden soll. Geschlechtshomogene Gruppen können zu einer höheren Beteiligung der Jugendlichen führen, da die Abwesenheit des jeweils anderen Geschlechts eine gewisse Sicherheit im Umgang mit eigenen Verunsicherungen geben kann. Rauw und Drogand-Strud betonen, dass es sowohl für Mädchen als auch für Jungen in geschlechtshomogenen Gruppen oftmals leichter ist, über die eigenen Gefühle und Bedürfnisse zu sprechen. Denn in geschlechtergetrennten Settings wird die alltägliche Geschlechternormalität ein Stück weit ausser Kraft gesetzt. Allerdings festigen geschlechtshomogene Settings auch ein dualistisches Geschlechterbild, wohingegen reflexive Koedukation einen kritischen Blick auf Geschlechternormen wirft. Es geht also darum, gemeinsam mit den Jugendlichen Geschlechterstereotypen und -hierarchien zu erkennen, zu thematisieren und

Veränderungsideen zu entwickeln. Auch Crosswork bezeichnet ein gemischtgeschlechtliches Setting, wobei Frauen mit Jungen und Männer mit Mädchen arbeiten. Hier besteht eine Chance, tradierte Stereotypen zu hinterfragen sowie Rollenvorstellungen zu erweitern (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013: 238-240). Das geschlechtshomogene Setting der Jungenarbeit soll im nachfolgenden Unterkapitel noch einmal genauer betrachtet werden. Denn gerade dieser Ansatz hat grosses Potential, um Jugendliche beim Umgang mit gesellschaftlichen Erwartungen an ihre Geschlechterrolle zu unterstützen.

4.4.1.1. Jungenarbeit

Sturzenhecker und Winter bezeichnen die Jungenarbeit als eine Form der geschlechtsbezogenen Pädagogik, bei der männliche Fachkräfte mit Jungen arbeiten. Die Potenziale des Junge- und Mannseins steht dabei im Fokus. Es werden aber auch problematische Formen der männlichen Lebensbewältigung – so beispielsweise Machtkämpfe, Risikoverhalten und Sexismus – kritisch betrachtet. Dies setzt ein Bewusstsein für die konkreten Schwierigkeiten des Mannseins und -werdens voraus und welchen Einfluss aktuelle gesellschaftliche Situationen darauf haben (vgl. Sturzenhecker/Winter 2002: 9). Jungenarbeit stellt also einen geschlechtshomogenen Ansatz dar, der insbesondere dafür geeignet ist, Jungen in ihrem geschlechtsbezogenen Aufwachsen zu unterstützen.

Dabei stellt sich jedoch die Frage, was Jungenarbeit denn konkret macht. Auch Sturzenhecker und Winter stellen dazu Überlegungen an. Ist also beispielsweise Musikmachen oder Fussball spielen automatisch Jungenarbeit, solange der Pädagoge und die Jugendlichen männlich sind? Tatsächlich ist Geschlechtshomogenität allein kein ausreichendes Kriterium, um aus Arbeit mit Jungen Jungenarbeit zu machen, dazu braucht es die geschlechtsbezogenen Kompetenzen der Fachkräfte. «Auf eine Formel gebracht: Geschlechtshomogenität plus Geschlechtsbewusstsein ergeben – umgesetzt durch entsprechende Arbeitsansätze und Methoden – erst „Jungenarbeit“.» (ebd.: 10). Konkret bedeutet dies also, dass die Fachkräfte gezielt die Geschlechterthematik in diese homogene Gruppe einbringen müssen. Es bedarf dazu einer klaren Absicht und auch einer gewissen Reflexion der eigenen Person und dem eigenen Geschlecht gegenüber. Sturzenhecker und Winter sehen den Kern in der Jungenarbeit darin, dass Fachkräfte Möglichkeiten (er)finden, um spezifische Fragen, Themen und Probleme der Jungen gemeinsam mit ihnen erarbeiten zu können. Die Aktivität stellt also nur einen Einstieg dar, um die geschlechtsbezogenen Themen der Jungen entdecken und angehen zu können (vgl. Sturzenhecker/Winter 2002: 10f). Cremers bezeichnet Jungenarbeit als eine Spezialisierung im Bereich Geschlecht, wobei diese Kategorie als Ausgangspunkt für theoretische und konzeptionelle Überlegungen genommen wird. Voraussetzung für Jungenarbeit ist einerseits das Wissen zu Jungen- und Geschlechterforschung, andererseits aber auch die Selbstreflexivität der Fachkräfte (vgl. Cremers

2011: 219). Dabei ist besonders wichtig, zu beachten, dass es nicht *die Jungen* gibt. Vielmehr gilt es, Differenziertheit zu bewahren und sich der ineinander verwobenen Kategorien von Geschlecht, Alter, Klasse, Ethnizität etc. bewusst zu sein. Somit können und dürfen die Interessen und Bedürfnisse von Jungen nicht vereinheitlicht werden. Fachkräfte sollten sich daher mit den Fragen auseinandersetzen, welche Möglichkeiten Jungen offenstehen, wo ihnen allenfalls Wege verwehrt bleiben und welche Unterstützung notwendig ist (vgl. Cremers 2011: 219f).

4.5. Was ist OJA und wieso werden Geschlechterstereotypen dort zum Thema?

Zum Abschluss des Themas Offene Jugendarbeit in der Schweiz soll in diesem Unterkapitel die letzte Unterfrage beantwortet und so das Kapitel einerseits noch einmal verdichtet zusammengefasst sowie eine Überleitung zur Beantwortung der Hauptfragestellung geschaffen werden.

Die Offene Jugendarbeit in der Schweiz ist, wie sich in ihrer historischen Entwicklung gezeigt hat, eine sehr junge Profession, die teilweise bis heute noch mit unklaren Rahmenbedingungen und der heterogenen Ausbildungssituation kämpft. Dennoch hat sich die Offene Jugendarbeit inzwischen zu einem eigenständigen Teilbereich der Sozialen Arbeit entwickelt, der sich besonders durch seine Offenheit, Niederschwelligkeit und Freiwilligkeit auszeichnet. Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter haben die Aufgabe, Kinder und Jugendliche in ihrem Aufwachen zu unterstützen und dabei besonders auf die individuellen Bedürfnisse und Ressourcen ihrer Klientel zu achten. Gerade das macht die Offene Jugendarbeit so herausfordernd, da speziell in der jugendlichen Entwicklungsphase die Bedürfnisse von Mädchen und Jungen stark auseinandergehen. Denn die Zugehörigkeitskategorie Geschlecht gewinnt in der Pubertät zunehmend an Bedeutung. Um dem entsprechen zu können, arbeiten viele Jugendarbeitsstellen nach der geschlechtergerechten Pädagogik und nehmen so in ihrer Arbeit gezielt die Geschlechterthematik mit auf. Allerdings bedingt dies einiges an Vorwissen, ein hohes Mass an Selbstreflexion sowie die Fähigkeit, unvoreingenommen agieren zu können. Denn im Alltag der Offenen Jugendarbeit sind Geschlechterstereotypen sehr präsent.

Einerseits zeigt sich dies bereits durch das Nutzungsverhalten, wonach Jugendhäuser zu einem Grossteil von männlichen Jugendlichen besucht werden. Daraus entstehen Dynamiken, die für das Verhalten von jungen Männern natürlich sind, die Fachkräfte jedoch auch vor Herausforderungen stellt. Wie geht man mit Machtkämpfen und aggressiven Verhaltensweisen um? Was benötigen männliche Jugendliche tatsächlich von den Jugendarbeitenden? Wo müssen Grenzen gesetzt und wo Spielräume geschaffen werden? Allerdings ist genau dieser Fokus auf die negativ auffallende Männlichkeit ein weiterer Problempunkt, wodurch oftmals auch die Chance untergeht, spezifische Themen mit den Jungen erarbeiten zu können. Doch nicht allein die Nutzenden bringen

Geschlechterstereotypen in den Alltag der Offenen Jugendarbeit mit ein. Auch die Fachkräfte tragen hierzu ihren Teil bei. Denn auch innerhalb der Teams schleichen sich oftmals Arbeits- und Rollenteilungen ein, die ein klassisches Bild der Geschlechter repräsentieren. Um diese Reproduktion zu unterbrechen, bedarf es also eines hohen Masses an Reflexivität auch auf Ebene der Jugendarbeitenden.

Geschlechterstereotypen sind somit ein zentraler Bestandteil der Offenen Jugendarbeit und wirken mal stärker und mal weniger stark in die Dynamik eines Jugendhauses mit ein. Sie sollten jedoch in angemessener Form thematisiert und bearbeitet werden, um dem Auftrag der Offenen Jugendarbeit gerecht zu werden und einen Raum zu schaffen, der möglichst frei von Wertungen und Vorstellungen ist. Denn nur so kann die Offene Jugendarbeit wirklich agieren. Diese Überlegungen flossen auch in die Erarbeitung der Hauptfragestellung mit ein, die im nachfolgenden Teil der Arbeit beantwortet werden soll.

5. Fazit

Nachfolgend sollen die gesammelten Erkenntnisse aus dieser Arbeit noch einmal zusammengefasst, konkretisiert und analysiert werden. Die Schlussfolgerungen dienen weiter dazu, die eingangs formulierte Fragestellung zu beantworten sowie weiterführende Überlegungen anzustellen. Im Verlauf dieser Arbeit liessen sich drei Ebenen identifizieren, auf denen Geschlecht wirkt. Die gesellschaftliche Ebene, die institutionelle Ebene der Offenen Jugendarbeit sowie die individuelle Ebene der Jugendlichen und der Fachkräfte. Nachfolgend sollen nun diese drei Ebenen miteinander verknüpft und ihre Wechselwirkung untereinander analysiert werden.

In den drei Theorieteilern wurden einerseits die Begriffe Geschlecht und Männlichkeit unter dem Blickwinkel der konstruktivistischen Perspektive angeschaut, andererseits die Offene Jugendarbeit in der Schweiz und vor allem ihr Auftrag in Bezug auf die Thematik Geschlecht betrachtet. Ergänzend dazu wurde das Lebensalter Jugend mit seinen spezifischen Entwicklungsaufgaben und die Bedeutung von Geschlecht in diesem Kontext näher beleuchtet. In allen Theoriekapiteln wurde deutlich, dass Begriffe wie Geschlecht und Männlichkeit sehr komplex und schwer fassbar sind. Hervorgehoben hat sich jedoch besonders, dass sowohl Geschlecht als auch Männlichkeit und Weiblichkeit ein Konstrukt bilden, das sich aus gesellschaftlichen Normvorstellungen sowie der individuellen Vorstellung des Selbst zusammensetzt. Dies fördert auch die Wandelbarkeit der Bedeutung, die diese Begriffe innehaben. So haben sich Männlichkeit und Weiblichkeit im Laufe der Zeit stetig verändert, wobei einige Kernpunkte sich hartnäckig halten. Beispielsweise die Vorstellung des Mannes als überlegenes Geschlecht. Dass genau diese Dominanzverhältnisse aber nicht nur den Frauen, sondern eben auch den Männern schaden, scheint oftmals unterzugehen. Denn genau so wie bei der Weiblichkeit gibt es auch bei der Männlichkeit nicht nur eine Form. Männlichkeit ist divers. Dennoch wird in der Gesellschaft oftmals ein idealisiertes Bild von Männlichkeit hochgehalten, was faktisch für die meisten Männer unerreichbar ist. Meist ist es dasjenige Männlichkeitsbild, das eben auch die noch immer präsenten Dominanzverhältnisse schützen soll.

Das bisher so klare Männlichkeitsbild hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte aber stark gewandelt, so dass inzwischen sehr diffuse Erwartungen vermittelt werden. Einerseits bringt dies sicherlich viel Freiheit mit sich. Denn unklare Erwartungen lassen mehr Möglichkeitsspielraum. Allerdings hat diese Tendenz zur Individualisierung auch ihre Schattenseiten. Klare Richtlinien wie man sich als Mann oder Frau zu verhalten hat, vermitteln Sicherheit. Fallen diese Rahmenbedingungen plötzlich weg, sind Individuen auf einmal damit konfrontiert, sich mit sich selbst und der Frage, wer sie sind und was sie wollen, auseinanderzusetzen. Dieser Prozess kann jedoch nicht völlig losgelöst von Erwartungen anderer vollzogen werden. Denn Sozialinstanzen wie Schule, Familie und Freunde vermitteln, geprägt durch gesellschaftliche und kulturelle Faktoren, noch immer ein Richtig oder Falsch. In einer Zeit, in

der die Entfaltungsmöglichkeiten grenzenlos scheinen, sind auch die Impulse aus diesen unterschiedlichen Instanzen nicht immer kohärent. Gerade dann kann die augenscheinliche Freiheit sehr einengend werden, da Individuen sich zwischen all diesen Instanzen hin und her bewegen müssen und kaum allen Erwartungen gerecht werden können.

Besonders für Jugendliche ist der Umgang mit diesen diffusen Erwartungshaltungen eine grosse Herausforderung, da sie für die Ausbildung einer eigenständigen Identität auch ein Stück weit Hilfestellung benötigen. Die gesellschaftlichen Anforderungen haben insofern einen Einfluss auf Jugendliche, als dass sich diese in ihrem Selbstfindungsprozess stark an vorherrschenden Normvorstellungen orientieren. Daraus ergibt sich für Jugendliche der Druck, diesen Anforderungen zu entsprechen. Parallel dazu gewinnt in der Phase der Pubertät die Peer-Group an enormer Relevanz. Jugendliche orientieren sich demnach stark an dem, was innerhalb der Gruppe der Gleichaltrigen als normal und angemessen angesehen wird. Auch hier sind die Jugendlichen ein Stück weit gezwungen, sich diesen Normvorstellungen anzupassen, um innerhalb der Peer-Group angenommen zu werden. Gelingt dies nicht, laufen die Jugendlichen in Gefahr, Ausschlussprozesse und Diskriminierung zu erfahren. Denn egal, was Menschen tun, sie tun es als Mann oder Frau. Jegliche Handlung hat demnach eine geschlechtliche Bedeutung. Dementsprechend gibt es also männliche und weibliche Handlungsmöglichkeiten. Je nachdem, wer diese Handlungen ausübt, wird diesen neue Bedeutungen verliehen. Dies kann sich über das Aussehen eines Menschen zeigen, aber auch über die Art, sich zu bewegen oder zu sprechen. Meist geschehen diese geschlechtlichen Prozesse unbewusst, da sie von Grund auf so erlernt wurden. Dies nennt sich *doing gender*. Dennoch kann die Darstellung des eigenen Geschlechts auch bewusst geschehen. Bei männlichen Jugendlichen, welche ihre Männlichkeit gezielt inszenieren, indem sie gemeinhin als männlich geltende Verhaltensweisen an den Tag legen und dabei oftmals auch den Wettkampf mit Gleichaltrigen suchen, zeigt sich, dass die Darstellung und Absicherung des eigenen Geschlechts mit grossen Anstrengungen verbunden sein kann. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Anstrengungen unternommen werden, um eben gerade den potenziellen Sanktionen zu entgehen, die falsche Verhaltensweisen mit sich bringen können.

Wie bereits festgehalten wurde, ist die geschlechtliche Ordnung gesellschaftlich konstruiert. Dennoch wird sie in der Regel als natürlich wahrgenommen und daher nicht hinterfragt. Dementsprechend nehmen auch Jugendliche die ihnen vorgelebten Männlichkeitsbilder als richtig an und reproduzieren diese. Diesen Kreislauf zu durchbrechen, sofern dies überhaupt als wünschenswert gilt, gestaltet sich sehr schwierig, da eine Vielzahl an Faktoren hineinwirkt. Einerseits bietet ein vorgelebtes Ideal von Männlichkeit eine Art Richtlinie. Es ist ein Orientierungspunkt, ein Ziel, das es zu erreichen gilt. Gerade in der Phase der Identitätsfindung und der damit einhergehenden Unsicherheit, kann es für die Jugendlichen eine grosse Erleichterung sein, wenn sie etwas anstreben können. Gleichzeitig vermitteln

sowohl Gesellschaft als meist auch die Peer-Group, dass das anzustrebende Männlichkeitsideal als einzig richtige Form von Männlichkeit angesehen wird, indem jede andere Form schlechter gestellt wird. Hier wirken Strukturen, die sich über Jahrhunderte manifestiert und gehalten haben. Und obwohl seit einiger Zeit an ihren Grundfesten gerüttelt wird, ist es unrealistisch von jungen Menschen zu erwarten, dass sie von heute auf morgen eine neue Form von Männlichkeit annehmen.

Hier zeigt sich auch, weshalb die Offene Jugendarbeit eindeutig einen Auftrag in der Geschlechterthematik hat. Sie will Jugendliche bei der Ausbildung ihrer Identität und in ihrer Entwicklung unterstützen. Doch eine freie Identitätsentwicklung setzt voraus, dass die notwendigen Rahmenbedingungen gegeben sind. Die Offene Jugendarbeit hat hier die Rolle eines experimentellen Rahmens. Aufgrund dessen, dass Jugendarbeitende keine Erwartungen an die Jugendlichen stellen, ist es diesen möglich, sie selbst in einem geschützten Rahmen auszuprobieren. Dies bedingt aber, dass es den Fachkräften gelingt, die Bedürfnisse von Jungen und Mädchen nicht zu vereinheitlichen. Auch gilt es dabei zu beachten, dass die Fachkräfte zwar eine offene und nicht wertende Haltung vermitteln können, dies aber nicht der einzige Faktor ist, der Jugendlichen die Sicherheit vermittelt, sich selbst auszuprobieren. Denn innerhalb von Jugendhäusern, die durch mehrheitlich männliches Klientel geprägt sind, entstehen ganz eigene Dynamiken, auf welche die Fachkräfte nur bedingt Einfluss haben. Wenn ein Jugendhaus vermehrt von Jugendlichen aufgesucht wird, die ein stereotypes Männlichkeitsbild präsentieren, so wirkt sich dies auch auf diejenigen Jugendlichen aus, die diesem Bild eigentlich nicht entsprechen (wollen). Somit ist die Offene Jugendarbeit selbst eine Sozialinstanz, gleichzeitig bewegen sich im Jugendhaus viele Jugendliche, die für sich eine weitere Sozialinstanz, nämlich die der Peer-Group, bilden.

Deutlich wird, dass die Jugendarbeit einen verschwindend kleinen Anteil innerhalb all dieser Instanzen hat, welche die Entwicklung mitprägen. Schule, Familie wie auch Gesellschaft haben allesamt einen erheblich höheren Einfluss auf die Jugendlichen. Dennoch darf nicht unterschätzt werden, was mit Jugendarbeit erreicht werden kann. Diesen Auftrag auszuführen ist jedoch sehr schwer. Daher ist ein Bewusstsein für alle drei Ebenen, auf denen Geschlecht wirkt, unerlässlich. Um mit den Jugendlichen arbeiten zu können und insbesondere auf ihre Bedürfnisse eingehen zu können, bedarf es einer enormen Feinfühligkeit für interne Prozesse. Fachkräfte müssen die Dynamiken kennen, die im Jugendhaus wirken. Sie müssen wissen, welche Jugendlichen Einfluss haben und welche eher aussen vor sind, um dann mit diesem Wissen entsprechende Lernfelder zu schaffen. Diese können homogen sein oder konfrontativ. Wichtig ist dabei, alle miteinzubeziehen und idealerweise die Stärken jedes Einzelnen nutzen zu können.

Allerdings ist nicht nur die Arbeit mit den Jugendlichen selbst ein wichtiger Aspekt. Genauso müssen Fachkräfte an und mit sich selbst arbeiten. Geschlechterstereotypen schleichen sich auch schnell in Teamstrukturen ein und beeinflussen die Arbeitshaltung und -verteilung der Jugendarbeitenden. Eigene Vorstellungen von Geschlechterrollen, von Richtig und Falsch müssen für erfolgreiche Jugendarbeit aussenvorgelassen werden. Nur so kann ein Jugendarbeiter oder eine Jugendarbeiterin ehrlich erwartungsfrei agieren.

Mithilfe dieser gesammelten Erkenntnisse soll nun die Hauptfragestellung dieser Arbeit beantwortet werden: **Welchen Beitrag kann die Offene Jugendarbeit leisten, um männliche Jugendliche bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität innerhalb der aktuellen Männlichkeitskrise zu unterstützen?**

Wie es bereits in den gesammelten Erkenntnissen angesprochen wurde und sich auch in einem der Grundprinzipien der Offenen Jugendarbeit zeigt, ist eine vorurteils- und erwartungsfreie Haltung essenziell für die Arbeit mit Jugendlichen. Böhnisch sieht die Jugendarbeit als ein enorm wichtiger Ort für Jungen, weil es oftmals der einzige ist, an dem die Jugendlichen so aufgenommen werden, wie sie sind. Sie müssen keine Leistung erbringen und nichts erreichen. Dadurch ist die Jugendarbeit für sie stressbefreit (vgl. Böhnisch 2015: 173). Und genau hier liegt ein grundlegend wichtiger Aspekt. Der Fakt, dass die Offene Jugendarbeit einen Ort bietet, der für Jugendliche weder mit Pflichten noch spezifischen Anforderungen verbunden ist, der jedem und jeder zugänglich ist und an dem sie einfach sein dürfen, wer sie sind. Allerdings muss auch erwähnt werden, dass in der Praxis der Offenen Jugendarbeit diesem so grundlegenden Prinzip nicht immer nachgekommen wird.

Wie Jähnigen so schön beschreibt, gibt es in der Arbeit mit Jungen, insbesondere in der Offenen Jugendarbeit, ein Problem. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass Jungen oftmals als laut und störend wahrgenommen werden. Dieser negative Blick und das damit einhergehende Verlangen, dieses Verhalten zu korrigieren, wirkt jedoch viel eher kontraproduktiv. Einerseits wird versucht, den Jungen zu vermitteln, dass sie im Jugendhaus so angenommen werden, wie sie sind. Gleichzeitig schwingt jedoch immer der Unterton mit, dass sich die Jungen bitte trotzdem verändern sollen. Während es legitim ist, bei erwachsenen Männern eine gefühlsbetontere und reifere Seite zu erwarten, kann dieselbe Verhaltensanforderung nicht auf Jugendliche projiziert werden, die noch immer auf der Suche nach ihrer eigenen Identität sind (vgl. Jähnigen 2002: 166f). Tatsächlich ist es im Alltag der Offenen Jugendarbeit schwierig, die Balance zu halten. Einerseits soll auch provokantes und anstrengendes Verhalten toleriert und den Jungen der Raum gelassen werden, sich auszutoben. Andererseits gilt es auch eine Atmosphäre zu bewahren, die für alle Jugendlichen als angenehm empfunden wird. Nach Jähnigen sollte daher nicht jedes Verhalten toleriert werden. Grenzüberschreitungen gegenüber

anderen Treffbesuchern und Jugendarbeitenden sowie Gewalt und Sachbeschädigungen sollten immer Anlass zum Einschreiten sein. Denn wenn solches Verhalten stillschweigend hingenommen wird, vermittelt dies den Jungen, dass ihr Verhalten okay ist. Es ist ihnen so nicht möglich, Grenzen kennenzulernen. «Grenzen aufzuzeigen ist ein Aspekt parteilichen Arbeitens, weil die Jungen in ihrer Suche nach Halt und Orientierung ernst genommen werden.» (vgl. ebd.: 168f) Das Aufzeigen von Grenzen wirkt gleichzeitig einer bestimmten Männlichkeitsform entgegen, indem aggressives und gewalttätiges Verhalten nicht toleriert wird.

Wie in der Schlussfolgerung angesprochen wurde, ist Männlichkeit und die Inszenierung derselben stark in alltäglichen Handlungen eingebunden. Oftmals in einer Form, die gar nicht bewusst wahrgenommen wird. Jähnigen sagt, dass auch im Jugendhaus ein Klima inszenierter Männlichkeit herrscht. Viele männliche Jugendliche stehen daher unter dem Druck, sich an die dort gelebte Form von Maskulinität anzupassen. Also eine der Dominanz, Coolness und Selbstsicherheit. Jugendliche, insbesondere Jungen, die das Jugendhaus aufsuchen, sind meist noch auf der Suche nach ihrer eigenen Identität. Wenn konkrete männliche Vorbilder in der Lebenswelt dieser Jungen fehlen, greifen sie daher auf Stereotypen zurück, um sich so zu inszenieren. Dies bewirkt, dass in Jugendhäusern oftmals eine Atmosphäre vorherrscht, die diese Form von Männlichkeit als Voraussetzung ansieht, um überhaupt am Treffalltag teilnehmen und in diesem bestehen zu können. Dabei stellt sich die Frage, was mit denjenigen Jungen passiert, die sich nicht dieser Norm entsprechend verhalten. Jähnigen geht davon aus, dass sie entweder still im Hintergrund bleiben, oder den Jugendtreff gar nicht erst aufsuchen (vgl. Jähnigen 2002: 157f). Selbstverständlich soll auch eine stereotype Form von Männlichkeit Platz haben dürfen, denn sie ist ein Teil der jugendlichen Identität. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, ab wann und für wen diese Form von Männlichkeit zu einem Problem werden kann.

Problematisch wird es, wenn die stereotypische Form von Männlichkeit die einzige ist, die den Jugendlichen präsentiert wird. Wenn sie keine Alternativen kennenlernen können. Diese Alternativen zu präsentieren kann ein Beitrag der Offenen Jugendarbeit sein, um männlichen Jugendlichen im Umgang mit ihrer eigenen Geschlechterrolle zu helfen. Böhnisch meint, dass Jugendarbeiter, die im Treffalltag betont Verhalten an den Tag legen, die als weiblich konnotiert sind, Jugendlichen so zeigen können, dass mit einer Abweichung von der traditionellen Maskulinität kein Statusverlust einhergeht. Die Jugendlichen sind so mit geschlechterrollenuntypischem Verhalten konfrontiert, erleben aber gleichzeitig, dass sich dadurch für den Jugendarbeiter nichts verändert. Dadurch können für die Jugendlichen in alltäglichen Handlungen neue Lernfelder entstehen. Allerdings setzt dies voraus, dass die Jugendarbeiter sich darüber bewusst sind, dass sie zuerst von den Jugendlichen als *normaler* Mann gesehen und akzeptiert werden müssen. Erst aus dieser Position der Akzeptanz heraus, kann die

gewünschte Wirkung erzielt werden (vgl. Böhnisch 2015: 173f). Damit eine vorgelebte Rollenumkehr also für die Jugendlichen Sinn ergibt, muss diese natürlich geschehen. Böhnisch betont, dass der Tausch geschlechterrollentypischen Verhaltens und Arbeiten nur dann funktionieren kann, wenn das gezeigte Verhalten echt ist und den Treffalltag nicht stört. Dies bedingt, dass die Fachkräfte ihre eigene Geschlechterrolle und das geschlechtstypische Verhalten reflektieren und so ohne grosse Veränderung in den Alltag einbetten können (vgl. ebd.: 176). Nebst den Möglichkeiten im Treffalltag kann mittels geschlechterbezogener Pädagogik die Möglichkeit geschaffen werden, Themen in kleineren Setting zu erarbeiten und so ein neues Lernfeld zu kreieren. Eines davon wäre die Jungenarbeit.

Tatsächlich scheitert spezifische Jungenarbeit aber oftmals bereits daran, dass sie schlichtweg nicht für notwendig erachtet wird, da im Treffalltag die Präsenz junger Männer dominiert. Es sollte jedoch nicht vergessen werden, dass dieser Treffalltag nicht mit spezifischen Angeboten vergleichbar ist. Nur weil ein Jugendhaus von vielen Jungen besucht wird, bedeutet das nicht, dass es keine Jungenarbeit braucht. Denn die Dynamiken im alltäglichen Treffbetrieb sind in der Regel eingefahren. Zudem ist der Handlungsspielraum der Jugendarbeitenden eingeschränkt, da häufig eine grosse Anzahl Jugendlicher zeitgleich betreut werden muss und der Rahmen somit die Bearbeitung spezifischer Themen nicht zulässt. Und nicht zuletzt ist das gemischtgeschlechtliche Setting im Alltag der Offenen Jugendarbeit eine grosse Hürde, wenn es darum geht, spezifische Themen anzusprechen. Sturzenhecker verweist darauf, dass ein geschlechtshomogenes Setting bei der Bearbeitung kritischer Thematiken den Jungen dabei helfen kann, über ihre Ängste und Gefühle zu sprechen. Denn in Anwesenheit von Mädchen, geraten die Jungen schnell in einen Selbstdarstellungszwang. Und gerade bei problematischen Männlichkeitsthemen wie beispielsweise Gewalt (gegen Frauen) haben Jungen in gemischtgeschlechtlichen Settings das Bedürfnis, sich gegenüber den Mädchen zu rechtfertigen. In einem geschlechtshomogenen Setting ist dies hingegen nicht notwendig. Ein weiterer Faktor ist, dass die Abwesenheit der Mädchen den Jungen die Möglichkeit eröffnet, diejenigen Rollen und Aufgaben die normalerweise von den weiblichen Treffbesucherinnen übernommen werden, für sich selbst auszuprobieren (vgl. Sturzenhecker 2002: 40).

«Wenn Jungenarbeit eine menschlich-männliche Sozialisation fördern will, muss also die äussere Form "Geschlechtshomogenität" eine spezifische innere Qualität erhalten. Nur wenn in der männlichen Gruppe eine neue Qualität von männlicher selbstkritischer Solidarität, Stärkung und gleichzeitiger Hinterfragung vorherrschender Männlichkeit sich entwickelt, kann das Ziel der bewussten selbstständigen Entwicklung von Geschlechtsidentität gefördert werden.»
(Sturzenhecker 2002: 40)

Dadurch wird also deutlich, dass Jungenarbeit und geschlechtshomogene Setting in der Offenen Jugendarbeit einen wichtigen Beitrag dazu leisten können, einen Raum zu schaffen, indem Jungen

nicht permanent dazu gezwungen sind, ihre Männlichkeit darzustellen und zu sichern. Im Gegenteil: Diese Form der Zusammenarbeit eröffnet die Chance, sich mit den eigenen Gefühlen auseinanderzusetzen, ohne die Gefahr einer Beurteilung derselben. Insofern kann die Offene Jugendarbeit – vorausgesetzt, das notwendige Fachwissen, eine bewusste Reflexion der eigenen Geschlechterrolle sowie die Möglichkeiten der methodischen Umsetzung sind gegeben – durchaus einen Beitrag dazu leisten, insbesondere männliche Jugendliche in der Ausbildung ihrer Geschlechtsidentität zu unterstützen und gerade bei den aktuell diffusen gesellschaftlichen Erwartungen etwas Druck wegnehmen, indem einerseits unterschiedliche Formen von Männlichkeit thematisiert und gezeigt werden und andererseits die Angst vor einem Statusverlust bei „unmännlichen“ Verhaltensweisen gesenkt wird.

Gleichzeitig sollten aber auch generelle, entwicklungsspezifische Themen nicht ausser Acht gelassen werden. Während der Bearbeitung des Lebensalters Jugend wurde immer wieder deutlich, dass geschlechtliche Identität sowie Sexualität sehr eng miteinander verknüpft sind. Dies ist sicherlich auch auf die heteronormative Ausrichtung der Gesellschaft zurückzuführen, da diese auch die Reproduktion einer zweigeschlechtlichen Wirklichkeit sowie stereotype Geschlechterrollen fördert. Daher verweist Jungbauer darauf, dass es für Fachkräfte in der Sozialen Arbeit relevant ist, gut über Themen wie Pubertät und Sexualität informiert zu sein. Nur so kann die Bedeutung dieser Themen auch richtig eingeschätzt und bewertet werden. Daher erachtet Jungbauer es als sinnvoll, wenn zusätzlich zum Sexualkundeunterricht in der Schule weitere sexualpädagogische Massnahmen konzipiert werden. Diese können einerseits in Form von Workshops oder auch in Einzelberatungen stattfinden. Zudem sollte das Internet konsequent als weiteres Informationsmedium genutzt werden, wie beispielsweise durch Info-Seiten, Erklärvideos und anonymer Online-Beratung (vgl. Jungbauer 2017: 181f). Dies setzt allerdings auch einige Faktoren voraus. Einerseits müssen sich die Fachkräfte ein umfangreiches Wissen aneignen, was unter anderem auch nach Workshops und Weiterbildungen verlangt. Dazu wiederum sind finanzielle und zeitliche Ressourcen notwendig.

Allerdings ist die institutionelle Ebene der Jugendarbeit in ihren Möglichkeiten auch eingeschränkt. Denn wie in allen Bereichen der Sozialen Arbeit wirkt auch in der Offenen Jugendarbeit das Trippelmandat. Denn die Offene Jugendarbeit sieht sich einerseits mit den gesellschaftlichen Erwartungen an ihre Arbeit konfrontiert. Es gibt konkrete Vorstellungen davon, was Jugendarbeit ist und welche Wirkung sie zu erzielen hat. Andererseits haben Jugendarbeitsstellen einen konkreten Leistungsauftrag von den Gemeinden oder Kantonen. Dieser hält fest, was die Jugendarbeitenden zu leisten haben und welche Ziele erreicht werden müssen. Und zuletzt haben die Jugendlichen selbst klare Vorstellungen davon, was sie im Jugendhaus tun und erleben wollen. Oftmals sind die Vorstellungen dieser drei Instanzen – Gesellschaft, Institution und Individuum – nicht kohärent.

Damit wird die Ursprungsproblematik noch einmal deutlich: Die Offene Jugendarbeit ist nur eine von vielen Institutionen in der Lebenswelt der Jugendlichen und hat somit auch nur einen geringen Einfluss. Zudem ist sie selbst auch in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt. Dennoch sollten diese Rahmenbedingungen nicht Anlass dazu sein, keine Verantwortung zu übernehmen. Denn die Offene Jugendarbeit hat einerseits einen klar formulierten Auftrag im Umgang mit Geschlechterthemen und andererseits mehr Einfluss auf die Jugendlichen, als es vielleicht scheint. Gerade dadurch, dass die Jugendlichen sich freiwillig im Jugendhaus aufhalten, durch die partizipative Arbeit und die Haltung der Offenheit werden wichtige Grundsteine gelegt, die den Jugendlichen das Gefühl vermitteln, dass ihnen auf Augenhöhe und mit Respekt begegnet wird und sie in ihrer Gefühlswelt ernst genommen werden. Diese Basis bietet daher die Chance, Lernfelder zu erschaffen und Möglichkeiten aufzuzeigen, die von den Jugendlichen auf eine ganz andere Art angenommen werden können, als es in einem anderen Setting der Fall ist. Somit kann allein das Angebot der Offenen Jugendarbeit als Beitrag angesehen werden, männliche Jugendliche bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität zu unterstützen.

Lernfelder bieten sich im Alltag der Offenen Jugendarbeit auch zu genüge. Diese zu erkennen und zu nutzen ist daher ein wichtiger Beitrag der Fachkräfte. Beispielsweise können sexistische Texte in Liedern thematisiert werden, wenn diese von den Jugendlichen abgespielt werden. Dabei ist wiederum die nicht-wertende Haltung essenziell. Vielmehr sollte echtes Interesse an der Diskussion die Gelegenheit bieten, die Sicht der Jugendlichen auf solches Gedankengut zu verstehen und basierend darauf die Problematik hinter solchen Liedern zu thematisieren. Generell kann die Sensibilisierung für Geschlechterthematiken und Rollenverteilungen ebenfalls als Beitrag der Offenen Jugendarbeit angesehen werden.

Die Länge der Beantwortung dieser Fragestellung zeigt deutlich, wie viele Faktoren in dieses Thema mithineinwirken. Dennoch liessen sich einige zentrale Punkte herausarbeiten, welchen Beitrag die Offene Jugendarbeit leisten kann, um männliche Jugendliche bei der Ausbildung ihrer geschlechtlichen Identität innerhalb der aktuellen Männlichkeitskrise zu unterstützen. Diese sollen nachfolgend noch einmal in aller Kürze gesammelt werden.

Den Jungen vielfältige Optionen einer männlichen Geschlechtsidentität aufzuzeigen und vorzuleben, schafft für die Jugendlichen Lern- und Experimentierfelder, in denen sie diejenigen Anteile für sich mitnehmen können, die sich für sie richtig anfühlen. Dazu benötigt es einen geschützten Rahmen, der auf einer gefestigten Beziehung zwischen Fachkräften und Jugendlichen sowie gegenseitigem Vertrauen basiert. Besonders zentral ist, den Jungen dabei zu vermitteln, dass eine Abweichung von der traditionellen Männlichkeitsform keine negativen Konsequenzen mit sich bringt. Selbstreflexion,

Fachwissen sowie methodische Kenntnisse sind auf Seiten der Jugendarbeitenden grundlegend, um die nötige Sicherheit vermitteln zu können. Aber auch das Bewusstsein dafür, dass die Offene Jugendarbeit nur begrenzt Einfluss hat. Dynamiken der Peer-Group und andere Sozialinstanzen wirken ebenso in der Lebenswelt der Jungen. Es kann also nicht erwartet werden, dass sofortige Veränderungen stattfinden. Aber allein die Tatsache, dass eine Alternative zur gesellschaftlich normierten Männlichkeitsform aufgezeigt wird, kann einiges erreichen. Klar ist, dass die Offene Jugendarbeit eine Verantwortung hat, Jugendliche in ihrem Selbstfindungsprozess zu unterstützen. Und diese sollte in jedem Fall wahrgenommen werden.

Um mit den Worten von Bütow zu schliessen:

«Insofern bieten Sozialräume, in denen Geschlecht besonders offenkundig thematisiert wird – egal mit welchen Implikationen – eine Möglichkeit zur Bearbeitung, die in einem sozialpädagogischen Auftrag Platz haben muss und eigene Anknüpfungspunkte bietet.» (Bütow 2011: 214f)

6. Kritische Diskussion

Im gesamten Verlauf dieser Arbeit hat sich die Komplexität der Thematik deutlich gezeigt. Eine einfache und vollends zufriedenstellende Antwort liess sich daher nicht finden. Zu unterschiedlich sind Bedürfnisse, Vorstellungen und Möglichkeiten. Nachfolgend sollen daher noch einige kritische Überlegungen eingebracht werden, die sich der Autorin während dieser Arbeit aufgetan haben. Zudem wird auch die Arbeit selbst noch einmal unter einem kritischen Blickwinkel betrachtet.

Allein bei den Begrifflichkeiten zeigten sich erste Herausforderungen. Sollte eher von Gender die Rede sein oder doch lieber Geschlecht? Spricht man von Männlichkeit im Singular oder Männlichkeiten im Plural? Ist Männlichkeit die Ausdrucksform des männlichen Geschlechts oder beinhaltet sie vielmehr ein Set an Verhalten, welches von allen Geschlechtern genutzt werden kann? Sind Geschlechtsidentität und -rollen erlernbar oder werden sie frei gewählt? Bereits in der verwendeten Literatur zeigte sich, dass die Autorinnen und Autoren sich nicht darüber einig sind, wie diese Begriffe angewandt werden sollen. Auch in dieser Arbeit stellte sich immer wieder die Frage, ob mit den verwendeten Begriffen, das angesprochen wird, was auch gemeint ist. Doch letztendlich ist alles interpretierbar und somit spielen die Intentionen hinter den verwendeten Begriffen keine Rolle. Dennoch könnte allein die Unklarheit über die korrekte Verwendung von Begriffen ein Grund dafür sein, dass die Geschlechterthematik immer wieder auf Ablehnung, Unsicherheit oder Verwirrung stösst.

Während in dieser Arbeit der Fokus stark auf Geschlecht lag, gingen weitere zentrale Faktoren unter, die ebenfalls eine erhebliche Wirkung im Leben der Menschen haben. So beispielsweise die Verstrickung der Kategorie Geschlecht mit weiteren Kategorien. Geschlecht wirkt niemals nur für sich allein. Hautfarbe, Ethnie, Klasse und Gesundheit sind nur einige der vielen Dimensionen, die im alltäglichen Leben wirken. Die Privilegien und Nachteile schaffen und in Kombination mit anderen Kategorien immer wieder neue Ausgangslagen eröffnen. Ein weiterer Aspekt war die Betrachtung des Lebensalters Jugend, welche eine Verdichtung und Fokussierung der Arbeit ermöglichte. Allerdings hätte es noch viele weitere Faktoren gegeben, die zu beachten spannend gewesen wären. Gerade dadurch, dass die Offene Jugendarbeit häufiger von Jugendlichen mit Migrationshintergrund (vgl. Gerodetti/Schnurr 2013: 834) besucht wird, wäre die Berücksichtigung kultureller und religiöser Aspekte interessant gewesen. Besonders Jugendliche aus Kulturen mit rigideren Geschlechtervorstellungen dürften bei der Thematik Geschlecht noch schwerer zu erreichen sein. Diese stünden in einem starken Gegensatz zu den Zielen der Offenen Jugendarbeit, die Gleichheit und Differenziertheit erfahrbar machen möchte. Hier hätte eine intersektionale Perspektive sicherlich neue Erkenntnisse miteinbringen können.

Ein weiterer Aspekt, der im Rahmen dieser Arbeit kritisch beleuchtet werden muss, ist die Tatsache, dass die starke Trennung in Mädchen und Jungen sowie Männer und Frauen in dieser Arbeit tatsächlich auch zur Festigung der Geschlechterrollen in ihrer Existenz und Wirkung beiträgt. Zudem wird dadurch noch einmal das Bild einer zweigeschlechtlichen Wirklichkeit gezeichnet, so wie es in der Gesellschaft weiterhin allgemein üblich ist. Gleichzeitig lässt diese Trennung der Geschlechter zu, einzelne Lebenslagen genauer zu betrachten. Oder um es in den Worten von Bilden auszudrücken: «Trotz der Infragestellung der Kategorie Geschlecht bleibt uns nichts, als uns auf Begriffe und Unterscheidungen einzulassen und mit ihnen zu arbeiten, weil sie als Ergebnisse historischer Prozesse wichtig gemacht und wirksam sind.» (Bilden 2006: 45) Im Endeffekt ist es bei Geschlechterthemen immer schwierig, ein Gleichgewicht zwischen Gleich und Ungleich, Vor- und Nachteilen zu halten. Der Fokus auf männliche Jugendliche in dieser Arbeit soll und darf die geschlechtsspezifischen Herausforderungen von Mädchen nicht mit denjenigen der Jungen vergleichen und dabei das eine oder das andere Geschlecht abwerten. Tatsache ist, dass alle Menschen, unabhängig ihres Geschlechtes, mit Herausforderungen in ihrem Aufwachen konfrontiert sind. Manche dieser Herausforderungen sind geschlechtsspezifisch und andere eben nicht. Eine Bewertung der jeweiligen Lebenslagen ist weder sinnvoll noch möglich. Insofern lässt sich nur sagen, dass männliche Jugendliche mit bestimmten Herausforderungen in Bezug auf ihr Geschlecht konfrontiert sind. Ihnen dabei zu helfen, ist Teil der Aufgabe der Offenen Jugendarbeit. Nicht mehr und nicht weniger.

Es lässt sich mit grosser Sicherheit sagen, dass die Thematik Geschlecht sowie die damit verknüpften gesellschaftlichen Erwartungen auch in Zukunft noch eine wichtige und präzente Rolle in der Offenen Jugendarbeit, aber auch in anderen Teilbereichen der Sozialen Arbeit spielen werden. Insbesondere durch die Wandelbarkeit von Geschlechterrollen kann davon ausgegangen werden, dass sich der Selbstfindungsprozess der Jugendlichen in Zukunft nicht vereinfachen wird. Gerade da aktuell auch neue Formen der Geschlechtsidentität ihre Anerkennung finden, eröffnen sich den Jugendlichen noch einmal weitere Optionen der Identitätsentwicklung und der Geschlechterdarstellung.

Glücklicherweise zeichnet sich bereits ab, dass der Arbeitsbereich der Offenen Jugendarbeit mit diesen Entwicklungen Schritt halten kann. Beispielsweise hat der DOJ kürzlich die neue Fachgruppe Queer ins Leben gerufen, in der Thematiken der sexuellen Orientierung und Geschlechtervielfalt zur Sprache kommen. Diverse Weiterbildungsmöglichkeiten und Veranstaltungen im Bereich Diversity zeigen ebenfalls, dass ein Bewusstsein für die Vielfältigkeit in unserer heutigen Gesellschaft vorhanden ist und die Fachkräfte bereit sind, an sich selbst zu arbeiten, um diesen Themen adäquat begegnen zu können. Und genau dies ist für die Zukunft der Offenen Jugendarbeit wie auch für die Soziale Arbeit im Allgemeinen grundlegend. Der Wille und die Fähigkeit zur Weiterentwicklung und Veränderung.

Es hat sich in den letzten Jahren sicherlich bereits viel getan, doch noch immer wartet viel Arbeit. Auf die Fachkräfte der Sozialen Arbeit. Auf die Gesellschaft. Aber auch auf die Individuen selbst. Um eine diversitätsbewusstere Zukunft zu gestalten und eine zwangsbefreitere Welt für alle Menschen zu schaffen, ist eine stetige Auseinandersetzung mit herrschenden Strukturen und deren Konsequenzen unumgänglich. Dies ist zuweilen unangenehm und mit vielen Anstrengungen verbunden, doch im Endeffekt hat die Vergangenheit gezeigt, dass sich diese auch lohnen. Fakt ist, dass bereits Umbrüche geschehen und daher ist es nun an der Zeit herauszufinden, was die Männer denn brauchen. Oder wie Schnack und Neutzling es so treffend ausdrückten:

«Männer müssen sich etwas Gutes tun. Männer brauchen spannende und lebbare Gegenentwürfe zum Konkurrenzprinzip. Männer, die in ihrer Haut stecken, stellen weniger Unfug an. Männer und Jungen brauchen Freunde. Und sie brauchen männliche Solidarität. So einfach ist das – und so verdammt schwierig.» (Schnack/Neutzling 1993: 264)

7. Literaturverzeichnis

- Amnesty International (2017). Glossar für diskriminierungssensible Sprache. URL: <https://www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache> [Zugriffsdatum: 23. März 2020].
- Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Brigitt (2010). Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bilden, Helga (2006). Sozialisation in der Dynamik von Geschlechterverhältnissen. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hg.). Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. S. 45-70.
- Böhnisch, Lothar (2004). Männliche Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, Lothar (2015). Pädagogik und Männlichkeit. Eine Einführung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Bundesamt für Statistik (2017a). Alkohol. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/gesundheit/determinanten/alkohol.html> [Zugriffsdatum: 18. März 2020].
- Bundesamt für Statistik (2017b). Illegale Drogen. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/gesundheit/determinanten/illegale-drogen.html> [Zugriffsdatum: 18. März 2020].
- Bundesamt für Statistik (2019). Psychische Gesundheit. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/gesundheit/gesundheitszustand/psychische.htm> [Zugriffsdatum: 18. März 2020].
- Bundesverfassung (2020). Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. URL: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19995395/202001010000/101.pdf> [Zugriffsdatum: 01. April 2020].
- Bütow, Birgit (2011). Jugend. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 213-216.
- Connell, Raewyn (2013). Gender. Wiesbaden: Springer VS.
- Connell, Raewyn (2015). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 4. durchgesehene und erw. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Cremers, Michael (2011). Jungenarbeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 219-220.
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2009). Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. Weinheim: Juventa Verlag.
- DOJ (2005). Beruf: Jugendarbeit. In: INFO animation. (5). S. URL: <https://doj.ch/wp-content/uploads/InfoAnimation-5.pdf> [Zugriffsdatum: 23. April 2020].

DOJ (2018). Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz. Grundlagen für Entscheidungsträger*innen und Fachpersonen. URL: https://doj.ch/wp-content/uploads/Grundlagenbrosch.DOJ_2018_web.pdf [Zugriffsdatum: 04. November 2019].

Duden (2020). Habitus. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Habitus> [Zugriffsdatum: 29. Mai 2020].

Ehlert, Gudrun (2012). Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Schwalbach: Wochenschau Verlag.

Gerodetti, Julia/Fuchs, Manuel (2019). Ergebnisse der ersten schweizweiten Umfrage zur Offenen Kinder- und Jugendarbeit. URL: https://doj.ch/wp-content/uploads/2019/09/Handout-FHNW_def_DE-1.pdf [Zugriffsdatum: 22. April 2020].

Gerodetti, Julia/Schnurr, Stefan (2013). Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.). Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 827-839.

Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchges. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137-145.

Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012). Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg Verlag.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008). Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2011a). Konstruktivismus. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 237-239.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2011b). Doing Gender. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 95-98.

Hollstein, Walter (2007). Männlichkeit als Macht und Ohnmacht. Ambivalenzen der männlichen Rolle. In: Hollstein, Walter/Matzner, Michael (Hg.). Soziale Arbeit mit Jungen und Männern. München: Ernst Reinhardt. S. 33-46.

Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2016). Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 13. überarbeitete. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Hutter, Andreas (2018). Männlichkeit in der Krise. Was Männer sollen. Erschienen am 04. November 2019. In: SRF Kultur. URL: <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/wochenendgesellschaft/maennlichkeit-in-der-krise-was-maenner-sollen> [Zugriffsdatum: 04. November 2019].

Jähnigen, Roland (2002). Offene Jugendarbeit: Jungenarbeit in der offenen Arbeit mit Kindern und Teenies. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hg.). Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 157-170.

Jösting, Sabine (2008). Männlichkeit und geschlechtshomogene Praxis bei Jungen. In: Luedtke, Jens/Baur, Nina (Hg.). Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. S. 45-60.

Jungbauer, Johannes (2017). Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters. Ein Lehrbuch für Studium und Praxis sozialer Berufe. 1. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

King, Vera (2011). Adoleszenz. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 21-23.

KJFG (2017). Bundesgesetz über die Förderung der ausserschulischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. URL: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20092618/201701010000/446.1.pdf> [Zugriffsdatum: 01. April 2020].

Maier, Birgit (2011). Offene Jugendarbeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 299-301.

Meuser, Michael (2011a). Männlichkeit(en). In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 277-280.

Meuser, Michael (2011b). Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 197-199.

Pollack, William (2007). Jungen: Was sie vermissen, was sie brauchen. Ein neues Bild von unseren Söhnen. 4. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Taschenbuch.

Rauw, Regina/Drogand-Strud, Michael (2013). Geschlechterbezogene Pädagogik in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.). Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 4. überarbeitete und aktualisierte. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 227-241.

Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1993). Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Stecklina, Gerd (2011). Geschlechterforschung. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 164-167.

Steins, Gisela (Hg.) (2010). Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Sturzenhecker, Benedikt (2002). Arbeitsprinzipien aus der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hg.). Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 37-62.

Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (2002). Und sie bewegt sich doch, die Praxis der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hg.). Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 8-12.

Winter, Reinhard (2008). Jungen: Reduzierte Problemperspektive und unterschlagene Potenziale. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchges. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 411-417.

Zunke, Christine (2012). Die realexistierende Differenz. Was der Unterschied zwischen Männern und Frauen uns über die Biologie lehren kann. In: Fenske, Uta/Schuhlen, Gregor (Hg.). Ambivalente Männlichkeit(en). Maskulinitätsdiskurse aus interdisziplinären Perspektiven. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 43-59.

8. Ehrenwörtliche Erklärung

Name und Vorname:

Hansen Vivian

Titel und Untertitel der Bachelor-Thesis:

Männlichkeit im Wandel

Zur Rolle der Offenen Jugendarbeit bei der Ausbildung der Geschlechtsidentität

Begleitung der Bachelor-Thesis:

Dr. phil. Patrick Oehler

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Bachelor-Thesis selbstständig, ohne unerlaubte Hilfe und nur unter Benutzung der angegebenen Quellen, Hilfsmittel und Hilfeleistungen verfasst und sämtliche Zitate kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form, auch nicht in Teilen, keiner anderen Prüfungsinstanz vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

Datum: 21.06.2020

Unterschrift: *V. Hansen*